

über die Feldzüge vor 16 ergeben, so ist gewiß aller Grund vorhanden, ihn als denjenigen anzunehmen, auf dem das Kastell errichtet war. Und daraus folgt selbstredend sehr viel für die sonstigen Annahmen in dieser Schrift.

## Ueber die alten Steindenkmäler in Westphalen und in angrenzenden Ländern.

In der Provinz Westphalen, namentlich in den Kreisen Tecklenburg, Lübbecke und Bedum, in dem Hannoverschen Kreise Meppen (dem ehemaligen Niederstifte Münster), in der Vogtei Emshäfen, in der Niebergrafschaft Vingen, im Bisthume Osnabrück und in den Niederländischen Provinzen Drente und Twente wurden bis vor einigen Jahrzehnten viele alte, von schweren Granitblöcken errichtete Werke angetroffen, Hünenbedde, Hünenbette,<sup>1)</sup> Hünensteine, Schlopfsteine, Teufelssteine u. genannt. Einige haben auch noch besondere Namen. Wie

<sup>1)</sup> In Westphalen ist die Benennung „Hünenbette“ wenig im Gebrauch. Man nennt dort die alten Steindenkmäler fast allgemein Schlopfsteine oder Hünensteine. Wie weiter unten vorkommen wird, bezeichnet Hüne mit anderen Hauptwörtern verbunden in der Regel nur etwas Uralted, über dessen Entstehung und Zweck man nichts mehr weiß. Was die letzten Sylben „Bedde“ oder „Bette“ betrifft, so möchte aufmerksam zu machen sein auf Grimm Deutsche Mythologie, Aufl. II S. 59 Note: „Für Altar war sonst der heidnische Ausdruck got. huids, ahd. piot, angelsächsisch beod, eigentlich Tisch und wiederum geht got. badi, ahd. petti, anglf. bed, bedd über in den Sinn von ara, areola, fanum, vergl. agf. vihbed, veohbed, veobed, später entfiel in veofed (ara, altare), ahd. kotapetti (lectus, pulvinar templi, Graff 3, 51), wobei man Brunhildebette und Aehnlisches, auch das lateinische lectisternium erwäge: „ad altare s. Kiliani, quod vulgo lectus dicitur.“ Lang reg. I, 239, 255 (a 1160, 1165).“ Zu vergleichen Bousterweck, ein angelsächsisches Glossar, u. S. 330: „ara, veohbedd, veobedd, vihbed“ (Veoh, idolum, templum etc. Ebenbas. S. 295), und Grimm Geschichte der Deutschen Sprache S. 115. — Daß aber die Sprache der Angelsachsen und die der ehemaligen Bewohner des jetzigen Westphalens übereingestimmt habe, führt Wilson aus: „... Die ersten englischen Missionäre predigten den Sachsen im jetzigen Westphalen das Evangelium in ihrer Muttersprache, und diese verstanden ihre Abkömmlinge“ (Westphalia von Dr. Troß, 1825 IV. Quart. S. 105).

die vorliegenden Beschreibungen der zerstörten und die in neuerer Zeit vorgenommenen Untersuchungen der noch erhaltenen Werke ergeben, sind sie sämmtlich in gleicher Art aufgebaut.

Sie bestehen, wie schon bemerkt, ausschließlich aus Granitblöcken. Die mehr länglichen Blöcke, meist gegen 5' lang, sind als Unterlagen, gleichsam Pfeiler, der Länge nach lothrecht aufgestellt. Der untere Theil ruht auf dem Boden und wird hier durch kleinere Blöcke gestützt. An den Seiten stehen diese Pfeiler 2 1/2 bis 3', gegenüber etwa 5' von einander entfernt. Auf je drei oder vier solcher Pfeiler, wovon zwei auf einer, zwei (oder einer) auf der anderen Seite stehen, ruht ein größerer runder, mehr platter Granitblock als Deckstein so fest, daß die Kräfte vieler Menschen nicht hinreichen, ihn zu bewegen oder gar aus seiner Lage zu bringen. Die Pfeiler ragen 1 1/2 bis 3' über den Boden, die darauf liegenden Decksteine sind ganz sichtbar. Der Gruppen, welche drei oder vier Pfeiler mit einem Decksteine bilden, stehen stets mehrere, oft 10, 18 in der Richtung von Westen nach Osten dicht neben einander<sup>1)</sup>; das Ganze hat je nach der Menge der Gruppen eine Länge von 30 bis 90 Fuß; der Raum umher ist bei einigen von kleineren Granitblöcken, die einen länglichen Kreis bilden, gleichsam abgegrenzt.

Der Anblick der kolossalen Granitblöcke — Böttcher fand einen derselben 8' kalenberg. lang, 5 1/2' breit, 1 1/2 bis 2' hoch, einen anderen 6' lang, 5' breit, 2 1/2 bis 3' hoch<sup>2)</sup>, ein Deckstein an dem Werke im

1) Die Abbildungen von Hünenbetten, die man in anderen Werken findet, z. B. Klemm Handbuch der German. Alterthumskunde Tafel III; Keysler antiq. select. septentr. S. 7 f. und 513; Nünning Westphäl. Münster. Heibengräber Tafel VII, geben keine sichere Ansicht von den Hünenbetten in Westphalen. Diese (die in Westphalen) sind sehr regelmäßig gebaut; die Pfeiler stehen schnurgerade, die Decksteine liegen auch in einer geraden Reihe und unmittelbar einer an dem anderen, so daß zwischen denselben keine andere Lücken bleiben als die, welche durch die unregelmäßige Form einzelner Steine entstehen.

2) Alterthümer im Kreise Meppen von Heinrich Böttcher, Advocat u., Archiv für Geschichte und Alterthumskunde Westphalens Band II Heft 2 S. 168 f. Böttcher berechnet das Gewicht eines Granitblockes, der auf dem flachen Sandboden ruht, 5' hoch, 5' breit, 8' lang, zu 778 bis 779 Centner. Darnach haben die Blöcke, deren Größe oben angegeben worden, ein Gewicht von 500 bis 600 Centner.

Piccard sagt über die Steindenkmäler in Drente: „Dese groote steenhopen op malkander gestapelt en gepackt van groote Kesselingen en Vlinten. Dese steenhopen zyn meesten deels lang 16 treden: sommige oock wel 20 en meer, zyn 4, 5 oft 6 treden breed, leggen al te samen Oost en West,

Hermeskampe bei Beckum hat eine Länge von 6 bis 7', eine Breite von 4 bis 5' und eine Dicke von ungefähr 3', — regt die Frage an, wie es den Alten möglich gewesen, sie zusammenzubringen, dann die Decksteine auf die Pfeiler zu heben und sie darauf zu befestigen. Die Steine, sogen. erratische Blöcke, liegen zerstreut im Lande umher; sie mußten auf Rollen durch Hebel fortgewälzt werden; das konnte wohl nur im Winter, wenn der Boden durch den Frost fest geworden war, geschehen. Wie viele Jahre mochten darüber hingehen, bis die Blöcke zu einem Werke meilenweit her zusammengebracht waren! Der Bau eines Werkes scheint in der Art erfolgt zu sein, daß man erst die länglichen Blöcke als Pfeiler aufstellte, dann den Raum an einer Seite mit Erde schräg anfüllte, diese feststampfte, so eine schiefe Ebene bildete, auf dieser die Decksteine fortbewegte, bis man sie an Ort und Stelle hatte, und dann die Erde an der Seite und zwischen den Pfeilern wegräumte. Wurde auch von vielen Hunderten dabei Hilfe geleistet, — kam die Arbeit doch gewiß erst nach einer Reihe von Jahren zu Stande.

Die Räume zwischen den Pfeilern und unter den Decksteinen sind bei fast allen Werken offen, so daß man unter den Decksteinen her kriechen kann. Deshalb mögen sie in einigen Gegenden Schlopfsteine (Steine, unter welchen man durchschlüpfen kann) genannt werden. Die Werke im Kreise Beckum machen davon eine merkwürdige Ausnahme. Die Räume zwischen den Pfeilern sind nicht offen, sondern durch zwei Fuß starke Mauern ohne Mörtel, sogen. trockene Mauern, sorgfältig ausgefüllt. Dadurch ist die Verbindung der Gruppen zu einem Ganzen bewirkt und im Innern, — zwischen den Pfeilern und unter den Decksteinen, — ein länglicher Raum, 5 Fuß hoch und eben so breit, gebildet.

Die Gegenden, worin diese Steindenkmäler angetroffen werden, wurden von Brutterern, Friesen, Tubanten, Ampswariern, zum Theil vielleicht auch von Chanten und Angrivariern bewohnt. Wie dieselben

aangaende de langhte; de kleynste leggen onder, geplamt in de aerde en dienen vor Pilaren; de grootste leggen boven, onder welke sommige zyn, de 9 mans vademen in haren omvank hebben; sommige zyn 40 voet houdmate groot in hare circumferentie, andere 36, 30, 25, 20" etc. Schonhoven de Origin. Francoorum Math. Anal. I 4 hat darüber: „sunt enim lapides, tantae magnitudinis, ut nullus currus, nullasque naves admittere posse videantur (aus Gruppen orig. Germ. I S. 206 f.).“

ihre Werke gleichsam nach einem System errichteten, mochten sie auch in ihren Sitten, ihrem Kultus, viel Uebereinstimmendes haben.

In den nordöstlichen Gegenden Deutschlands kommen verschiedene Arten von Steindenkmälern vor. In dem Werke: Statistik der im Königreiche Hannover vorhandenen heidnischen Denkmäler von Joh. Carl Wächter (Hannover 1841) sind die Steinwerke in diesem Lande beschrieben. Wächter unterscheidet:

- 1) Hünen-, Kiesen- oder Bulzenbetten (Steinkreise), Denkmäler, die eine Einfassung von Steinen und nicht selten neben dieser Einfassung noch einen oder ein paar andere Steine aufzuweisen haben.
- 2) Hünengräber, wo auf einer Unterlage, oder über einer Höhlung ein oder mehrere Decksteine ruhen, ohne Einfassung, höchstens mit einigen Schutz- oder Abwehrsteinen versehen.
- 3) Steinhäuser, Hünenkeller, regelmäßige mit (bearbeiteten) Steinen gebildete überirdische, oder unterirdische Räume, mit einem Eingange und zu Zeiten mit einer geringen Einfassung versehen. (Grabkammern.)
- 4) Steinkisten, Steinsärge u. s. w., die länglichen in Form eines Sarges aufgemauerten und mit mehreren Platten bedeckten Steinsetzungen zur Aufnahme von Leichen, oder auch Urnen, bald mehr neben einander, bald mit Erde bedeckt, bald auch unbedeckt.
- 5) Opferaltäre, Altäre, die ähnlich wie die Hünengräber zusammengesetzten Steine, nur mit dem Unterschiede, daß der Deckstein platt und inklinirt und zu Zeiten in der Mitte mit einer Ausbuchtung (Blutrinne) versehen ist und neben sich eine Ausbuchtung (Bluthöhle) hat.
- 6) Steinreihen, die in gerader Linie platt auf der Erde neben einander liegenden Steine.
- 7) Einzelne Steine, die rohen, oder bearbeiteten, anscheinend zu einem bestimmten örtlichen Zweck aufgerichteten Steine.

Der Beschreibung nach ist keines dieser Werke genau so eingerichtet wie die Werke in Westphalen und in der Drente. Die Hünengräber (Nr. 2) und die Steinkisten (Nr. 4) scheinen die meiste Ähnlichkeit damit zu haben. Von den Steinkisten ist die im Amte Wilsen an der Luhe nur 6', die in der Börde Rhebe 7', die bei Steinstedt etwa 15' lang; sie enthalten keine unverbrannte Leichen.

v. Etorf giebt in dem Werke: Heidnische Alterthümer in der

Gegend von Uelzen, im ehemaligen Barbengau (Hannover 1846), eine „systematische Uebersicht der Steindenkmale, d. h. der heidnischen Toten- und gottesdienstlichen Denkmale von Stein.“ Angeführt werden:

- 1) Der Hünenstein; ein mehr oder minder großer in einiger Entfernung von heidnischen Totendenkmälern zu einem bestimmten örtlichen Zwecke aufgerichteter Steinblock, welcher kein Grab bedt. Ist ein solcher Stein mit einer Blutrinne oder mit Blutlöchern versehen, so ist es
- 2) der Opferstein, meistens einige Fuß hoch und mit platter Oberfläche.

Sowohl unter den Hünen- als auch unter den Opfersteinen findet man zuweilen Anticaglien, aber keine Beisetzungen, weder von Leichen noch von Urnen, letztere kommen aber hin und wieder in der Nähe vor.

- 3) Das Hünengrab; es liegt auf einem künstlichen Erdwalle von mehr oder minder bedeutender Höhe, hat eine Länge bis zu 30', eine Breite bis zu 6'. Sofern der Inhalt noch nicht früher enthoben ist, was häufig vorkommt, birgt das Grab die Ueberreste eines menschlichen Skelets, oder die Todtenasche in einer Urne, so wie Anticaglien von Stein und Bronze. Ringsum findet man Urnen. Das Hünengrab, so wie das Hünenbett mag auch, nächst dem Hauptzweck als Totdenkmal, zu anderen Zwecken, z. B. als Versammlungs-, als Opferplatz oder Blutlöcher hat, so spricht solches factisch für die anderweite Benutzung des betreffenden Monumentes als Opferaltar.

Es giebt zwei Arten von Hünengräbern:

- a) Die an Dimensionen meistens geringeren und mit einem Decksteine oder mehrere. Das oblonge Grab ist durch Steinpfeiler gebildet, über welche ein oblonger oder gerundeter Stein (zuweilen auch mehrere neben einander) gleichsam als Deckel liegt, d. h. die Bedeckung greift über die Tragsteine herüber.
- b) Mit mehreren Decksteinen. Das oblonge, zuweilen ovale Grab, gebildet durch die auf die hohe Kante gesetzten Steine, ist nicht von Steinblöcken überdeckt, sondern nur von denselben von innen berührt, oder fast berührt, so daß der ganze innere Raum ausgefüllt, d. h. die Oberfläche bedeckt ist. Diese Art von Hünengrab hatte einen aus kleineren

Steinen gebildeten Zugang, welcher aber nur noch bei den vollkommen erhaltenen zu sehen ist.

- 4) Das Hünenbett; es ist ein Hünengrab mit einer Einfassung von Steinen, welche in einiger Entfernung, parallel mit den 4 Seiten der Grabkammer liegend, einen zuweilen gepflasterten Raum, ein Bett bilden zc.

Die archäologische Commission der Deutschen Geschichts- und Alterthums-Vereine hat in der am 14. September 1854 zu Münster abgehaltenen Sitzung die Steindenkmäler dahin klassificirt: 1) Hünenstein, 2) Opferstein, 3) Sagenstein, 4) Grenzstein, 5) Opferhöhle, 6) Urnenhöhle, 7) Opferaltar, 8) Hünengrab, 9) Hünenbett, 10) Versammlungsplatz (mit Steinen), 11) Gerichtsplatz und 12) Ehrens-, oder Siegesdenkmal.

In Schweden, Norwegen und Dänemark finden sich wieder Steinwerke von ganz anderer Art. In dem Werkchen: Leitfaden zur nordischen Alterthumskunde, herausgegeben von der Königl. Gesellschaft für nordische Alterthumskunde (Kopenhagen 1837), werden folgende beschrieben:

- 1) Dingstetten, meist länglich runde Räume, von großen Steinen eingefast;
- 2) Kampflätze, länglich viereckige Steinsetzungen;
- 3) Opferstätten;
- 4) Schiffsetzungen, viele große Steine in Form eines Schiffes zusammengestellt;
- 5) dreieckige und runde Steinsetzungen, die man für Opferplätze hält;
- 6) Bautasteine, hohe, schmale Steine, welche, entweder einzeln oder mehrere in Verbindung<sup>1)</sup>, in einer Höhe von gewöhnlich drei und mehreren Ellen über der Erde stehen;
- 7) Kollensteine (Wackelsteine), große Steine, die auf andere so aufgelegt sind, daß sie, obgleich sehr schwer, doch mit geringer Kraft, ja zum Theil durch die Hand zum Wackeln gebracht werden können.

Nach Worsaae, Alterthumskunde des Nordens, giebt es in

<sup>1)</sup> D. h. mehrere Bautasteine in einem gewissen Bezirke. Jeder Bautastein steht für sich allein, ist den aufrecht stehenden Grabsteinen auf unseren Kirchhöfen ähnlich oder vielmehr gleich. — Worsaae soll angeordnet haben, daß den Königen und Helden, und zwar jedem besonders, ein solcher Denkstein zu setzen sei. M. f. Gruppen orig. Germ. I S. 207.

Schweden noch Gräber, welche „Steenrör,“ Steinröhren, genannt werden, runde Hügel, 3 bis 6 Ellen hoch, zum Theil aus Erde und Steinen, zum Theil jedoch bloß aus Steinen bestehend. Die Steine sind nicht groß; mitunter ist jedoch ein Hügel von größeren Steinen eingefast.

Die Keltischen Gallischen Denkmäler in der Bretagne (Frankreich) werden, nach Mone's Geschichte des Heidenthums im nördlichen Europa Theil II S. 358, in vier Klassen eingetheilt: 1) Religiöse Steine, sie sind viererlei: a) Obelisken oder Steinpfeiler, genannt Minhir, lange Steine, oder Paul-ven, Steinpfeiler. Sie stehen in der Regel auf Anhöhen und sind gewöhnlich 12 bis 15, manchmal auch 24 Fuß hoch. b) Dreisteine oder Altäre, Bretagnisch Dolmen, Steintafeln (pierres couvertes) und Lech oder Liach (lieu par excellence). Sie kommen bei den Britanniern als Cromlech<sup>1)</sup> wieder vor. Man findet Kohlen und Knochen dabei, Anzeige, daß sie zum Opfern bestimmt waren. c) Steine, die ein Kabinet bilden, d. h. Höhlen zwischen zusammengewälzten Steinen, unterworfen von denen, die in Berge eingehauen sind. d) Bewegliche Felsen oder Wagsteine, Dänische Kollensteine. 2) Grabmäler; sie sind wie eine Thür oder ein Galgen gestaltet. 3) Meilenzeiger. 4) Denksteine (pierres historiques). Mone bemerkt dabei, daß die Druidentempel übergangen sind. — — Den größten Umfang aller Gallischen Denkmäler haben die Felsen zu Carnac bei Quiberon (Morbihan). Es sind gegen 4000 aufgerichtete Felsen von 4 bis 25 Fuß Höhe, welche in elf gleichlaufenden Reihen stehen. — —

Auf der Insel Guernsey sind drei Dolmen oder Cromleach und Spuren von zwei Tempeln vorhanden . . . Der größte Cromleach steht an der Lancresse-Bay, in der Pfarrei Valle; es sind fünf ungeheuerer Felsen in einer Reihe; alle ruhen auf kleineren Felsen als ihren Unterlagen.

Die heiligen Derter und Denkmäler in England und Wales sind (nach dem eben angeführten Werke von Mone S. 436 f.): 1) Tempel. Ihr Britischer Name ist Caer, Cör, Cylch, d. h. Kreis, oder Meini- und Meinenhirion, aufgerichtete Steine, wie in der Bretagne. Es sind runde offene Plätze, in deren Umkreis große Steine in Zwischenräumen von mehreren Schritten stehen. Es giebt zweierlei Tempel,

<sup>1)</sup> leac, welsch lech, Stein (Grimm Geschichte der Deutschen Sprache S. 116).

große und kleine, bei welchen wieder die kreisrunde und länglichrunde Gestalt zu unterscheiden. Kleine haben nur einen Umkreis, dessen Steine einzeln und ohne Verbindung im Boden stehen; große Tempel bestehen aus mehreren concentrischen Kreisen (4 ist die höchste bis jetzt gefundene Anzahl), deren Steine im ersten und dritten Kreise je zwei und zwei mit Quersteinen bedeckt sind. — Die Zahl der einzelnen Steine im Umkreise eines Tempels ist 7, 12, 19, 20, 30 und 60. In der Nähe solcher Gebäude finden sich gewöhnlich noch viele Denkmäler, theils Hügel, theils Altäre u. s. w. 2) Das Waltsche Cromlech, in der Mehrzahl Cromlechu oder Kistvaen, in der Mehrzahl Kistiouvaen, und das Irische Cromleach bezeichnen einerlei Denkmäler, nämlich die Dolmen der Bretonen. 3) Wagssteine, Rockingstones. 4) Carn, Hügel oder Steinhäufen mit Erde überschüttet. — Auf ihrer Oberfläche liegen gewöhnlich heilige Steine. — Sie wurden auch zum Gottesdienste gebraucht, auch wurden die Verbrecher auf ihnen hingerichtet, wahrscheinlich Ueberbleibsel alter Menschenopfer. 5) Glaswälle, rohe Mauern mit einem durch Feuer verglasten Mörtel. 6) Burgen, Duns, hohe, runde, kegelförmige Mauern ohne Dach. 7) Druidenhäuser, kleine, runde, gewölbte oder unbedeckte Steinhäuser. 8) Höhlen. — Noch werden viele andere Denkmäler gleicher Art in Wales beschrieben (S. 442), die, wie dabei bemerkt ist, zu religiösen Zwecken dienen.

In der Geschichte von Großbritannien von M. Ch. Sprengel (Halle 1783) Th. I S. 17 finden wir noch darüber: „Eine andere Art heiliger Steine heißt im Kymrischen und Galtschen Cromlech, und sie dienen, wie die bei diesen Cromlechs ausgegrabenen Todtengesteine ergeben, ehedem zu Begräbnissen sowohl als zu Altären. Die Cromlechs sind völlig so gestaltet, wie die ungeheueren Steinhäufen in Drente und Ostfriesland.“

Der Auszug aus dem v. Estorf'schen Werke ergiebt zugleich, was unter den darin beschriebenen Denkmälern gewöhnlich gefunden wird. In Mushard's palaeogentilismus Bremensis<sup>1)</sup> sind uns Nachrichten über verschiedene anscheinend in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts untersuchte Denkmäler aufbewahrt. Darin wurden wenige Scherben von Urnen und einige Kohlen angetroffen, an einer Stelle auch eine Spießspitze oder ein sogen. Opferrmesser von gelbem

<sup>1)</sup> Vaterländisches Archiv des historischen Vereins für Niedersachsen, Jahrg. 1838 S. 1 f.

Feuerstein, an einer anderen Stelle ein gleiches Messer von rothem Feuerstein. Klein bemerkt (Handbuch der Germanischen Alterthumskunde S. 108, 109): „Die Hünenbetten bieten außer der staunenerregenden Bauart und einigen Urnen, die sie enthalten, wenig Interessantes dar. Die Hünenbetten enthalten neben den Thongefäßen nur steinerne Geräthschaften.“ In Westphalen sind unter den Denkmälern mit Oeffnungen zwischen den Pfeilern nach Rünning II 2 §. 7 Urnen und Knochenreste gefunden. Böbicker, der die vielen im Kreise Meppen vorkommenden Denkmäler sorgfältig untersucht hat (drei in der Gegend von Börger, zwei bei Werpeloh, zwei bei Spaan und eins bei Spakeler Busch, zwei beim Bauernhof Brunefort, mehrere in der Umgegend von Klein- und Groß-Berßen, drei beim Herthum, einem Eichen- und Buchenwalde, eins nördlich von diesem Walde, eins in der Bauernschaft Apeldorn), fand einige vollständig erhaltene kleine irdene Gefäße, die nur  $\frac{3}{4}$ ,  $\frac{1}{4}$  und  $\frac{2}{3}$  Maß fassen, viele Scherben von solchen Gefäßen, einige kleine Steinkente (Instrumente zum Abhäuten der Opferrthiere?) und unbedeutende Knochenreste<sup>1)</sup>, Deitering in den bei Emsbüren nur ein Steinbeil und Scherben<sup>2)</sup>. Wie weiter unten vorkommen wird, enthielt ein Denkmal bei Osabrück im Hohn oder Hohn Urnen, steinerne Waffen, Opferrmesser und viele unverbrannte menschliche Knochenreste. In der Westphalia von Dr. Troß, Jahrgang 1824 Nr. 34, finden wir über die Steindenkmäler im Bisthume Osabrück: „Der alten Steinaltäre giebt's noch verschiedene im Bisthume. Erstens die Gräbnersteine, zwei Haufen. Der größere hat 6 Steine, jeder auf anderen Steinen als Stützen, und herum liegt ein Kreis von kleineren Steinen. Der kleinere Haufen besteht aus fünf Steinen; sie heißen Tibels- oder Dübelssteine; jeder ist auf drei andere gestützt. Mitten auf der Oberfläche des oberen Steines ist ein rundes Loch; — vielleicht ward darin der Stecken oder das Eisen gesetzt, woran das Opfer gebunden wurde. Zwischen dem Steinkreise und dem inneren Theile steht ein drei Fuß hoher Stein, dessen Oberfläche wie ein Regal abfällig ist. Todtmann glaubt, der Oberpriester habe sein Messer daran gewetzt. Im Kirchspiele Damme, beim Dorfe Dillinkhausen, sieht man auch solche Steine; in demselben Kirchspiele, beim Dorfe Hümmekamp, ebenfalls.“

In neuerer Zeit sind einige der in Westphalen vorkommenden Steindenkmäler näher untersucht. Zuerst das in der Grafschaft Teck-

<sup>1)</sup> M. f. die oben angeführte Abhandlung von Böbicker S. 191, 196, 197.

<sup>2)</sup> M. f. hierüber S. 177 unten.

lenburg, zwischen der Stadt Westercappeln und dem Dorfe Wersen. Es liegt in einer Haube, das „Haler Feld“ genannt, in der Richtung von Westen nach Osten, ist 72 Fuß lang und hat aus 11 oder 12 Steingruppen bestanden, wovon nur noch 5 vollständig erhalten sind. Die größeren Decksteine, Granitblöcke von 24 Fuß Umfang, 4 bis 4½ Fuß Dicke, bilden eine Masse von etwa 120 Cubikfuß. Die Decksteine, oben ziemlich flach, liegen 3 Fuß über dem Boden; — die Träger, Pfeiler, stehen gegen 6 Fuß von einander. An der Nordseite des Werkes liegen noch 11 kleinere Granitblöcke; sie sind Ueberreste des Steinkreises, der das Werk früher umgab; von den abgemälzten Decksteinen sieht man noch 3 an der Westseite. In der Gegend umher bis auf 3 Stunden weit wird kein Granit angetroffen. Bei Nachgrabungen unter und neben den Decksteinen fanden sich, obgleich der Boden noch nicht untersucht zu sein schien<sup>1)</sup>, weder Urnen, noch Scherben, oder Kohlen, nur drei ganz vermoderte Thierknochen. In der Gegend nennt man das Denkmal „die Schlopfsteine.“ Ob der Name daher rührt, daß man unter den Decksteinen her kriechen, schlüpfen kann? Das Schlüpfen durch hohle Steine (wohl unter hohl liegenden Steinen her) war bei den heidnischen Deutschen ein abergläubischer Gebrauch (Grimm Deutsche Mythologie, Aufl. II Seite. 611.)

Durch die hannoversche Grafschaft Nieber-Lingen zieht sich eine Hügelreihe von Osten nach Westen bis nahe an die Ems. Auf drei der Hügel in der Nähe der Stadt Frezen fanden sich bis vor etwa 50 Jahren 3 Steindenkmäler, welche dort „Hünensteine“ genannt werden. Eins der Denkmäler, welches der Stadt zunächst lag, ist seitdem zerstört. Das zweite, 15 Minuten weiter nördlich, auf einer bewaldeten Anhöhe, der Sundern genannt, ist noch ziemlich erhalten. Es hält die Richtung von Westen nach Osten ein, ist 29 Schritte lang; Spuren von einem Steinkreise zeigen sich noch; die Zahl der Decksteine, der einzelnen Gruppen, betrug mindestens 14. Am östlichen Ende liegt ein Deckstein, 7 Fuß lang, 4½ Fuß breit, in der Mitte 3¼ Fuß hoch, etwa 3 Fuß höher wie die übrigen<sup>2)</sup>. Mehrere Deck-

1) Die ältesten Leute wissen nicht, daß früher Nachgrabungen vorgenommen worden.

2) Münnig hat diese Erhöhung bei anderen Denkmälern auch bemerkt. Er sagt darüber in dem Werke Westfälisch-Münsterländische Heidengräber Abschn. II Kap. I § 1: „An der Lage der aufgestellten Steine ist besonders die Erhöhung des einen Endes bis 3 Fuß zu bemerken . . . Wenn man hierfür einen Grund gehabt hat, so kann ich keinen anderen entdecken, als den: Man wollte, daß der sich

steine sind oben flach. Unter dem großen Decksteine an der Ostseite fanden sich kleine Stücke Holzlohlen und, so wie auch unter einigen der übrigen Steine, Scherben von verzierten irdenen Gefäßen, aber keine Knochen und keine Spuren von Asche.

Auf einer mit Kiefern bewachsenen Anhöhe im Kirchspiele Thüne<sup>1)</sup>, gegen 30 Minuten westlich von Sundern, liegt das dritte Denkmal. Es hatte 18 Steingruppen, — 16 existiren noch, — und wird von einem länglich runden, in der Mitte 18 Fuß breiten Steinkreise umgeben. Zwischen diesem Steinkreise und dem östlichen Theile des Denkmals, das auch die Richtung von Westen nach Osten einhält, findet sich noch ein engerer Kreis von Steinen. Die Decksteine sind in der Mitte kleiner, nach beiden Enden größer; der am östlichen Ende hat in der Länge 9, in der Breite 7½, in der Dicke ungefähr 4½ Fuß; dieser und der nächste daran liegen wieder einige Fuß höher wie die übrigen Decksteine<sup>2)</sup>; der am westlichen Ende hat ganz die Gestalt einer Pyramide. Das Denkmal selbst ist 38 Schritte lang, an der Südseite, ungefähr in der Mitte, mit einer Art Vorbau, aus 4 Blöcken bestehend, versehen. Bei Nachgrabungen am östlichen Ende des Denkmals und auch an anderen Stellen fanden sich Scherben, aber keine Knochen, oder Spuren von Asche, jedoch einige Kohlen, und etwa 2, 3 Fuß tief kleine Steine, die eine Art Pflaster bilden. Der Deckstein an der äußersten östlichen Seite ist auf der Oberfläche wenn auch nicht vollkommen eben, doch nur wenig convex; er konnte wohl zum Opferstein dienen.

Die aufgefundenen Scherben unterscheiden sich von den in den Grabhügeln vorkommenden dadurch, daß sie von feinerem Thon sind und nach außen Verzierungen haben; diese bestehen aus Dreiecken und Streifen, welche theils von oben nach unten, theils nach den Seiten laufen und durch 2 bis 3 Linien lange, gerade und halbbrunne Striche gebildet werden. An einigen Stücken sieht man auch kleine niedliche Henkel. Die Gefäße, wovon die Scherben herrühren, scheinen nicht

darunter zeugende der Asche seine besondere Ehrfurcht bezeugen möge. Jedoch kann man auch den besonders bei den Römern geltenden Grund hierher ziehen, daß man den Druck der Steinblöcke auf die Urnen habe verhüten wollen.“

1) Wie Frezen einigermaßen an Frehr, erinnert Thüne an Thun, bei den Angelsachsen Schloßhof des Königs (nach Mone II Seite 95).

2) Gewöhnlich ragt die Oberfläche der Decksteine 3 bis 3½ Fuß über den Boden; in Sundern und hier liegen die Steine am östlichen Ende so viel höher, daß ihre Oberfläche gegen 5 — 6 Fuß über dem Boden erhaben ist.

groß gewesen zu sein; von einem ist der untere Theil vorhanden; der Boden hat nur einen Durchmesser von reichlich einem Zoll. — In Grabhügeln etwa 15 Minuten von dem Denkmal kommen wieder Scherben von eigentlichen Urnen (Aschenkrügen) derselben Art vor, wie sie anderwärts angetroffen werden.

Die Anhöhe, worauf das Denkmal liegt, — sie mag einen Umfang von  $\frac{1}{2}$  Quadratmeile haben, — wird Kunkenne, ein am Fuße derselben fließender Bach die Kunkenne (der Kunknbach) genannt. Sprachforscher wissen vielleicht die Namen zu erklären. <sup>1)</sup>

<sup>1)</sup> Sollten sich vielleicht die beiden ersten Sylben von „Kuning,“ „König,“ ableiten lassen? Das alte „Chuning, Chuning,“ ältl. „Kuning,“ eben so das jetzige Niederdeutsche „Könnink“ und das Holländische „Konink“ decliniren im Singular, Genit. mit s, die damit zusammengesetzten Ortsnamen haben dieses s, z. B. altdeutsch „Cuningeshofa,“ im jetzigen Niederdeutsch „Könninkshoff.“ Der Genit. Plural hat aber im Niederdeutschen und Holländischen en „Könningen, Koningen.“ Im größeren Theile Westphalens, auch in der Gegend, wo das Denkmal steht, giebt man z. B. die hochdeutschen Worte „Tempel der Könige“ mit „Tempel van de Könningen“ oder mit „Könningen-Tempel.“ Im Holländischen würde es heißen „Tempel der Koningen“ oder „Koningen-Tempel.“ Entweder hatte das Alt niederdeutsche „Chuning, Kuning“ im Genitiv Plur. an oder a (Grimm Geschichte der Deutschen Sprache S. 647 f., auch S. 650). Aus „Kuningan“ oder „Kuninga“ konnte im Laufe der Zeit leicht „Kunken“ entstehen.

Die beiden letzten Sylben „venne“ können auf „veen“ nicht zurückgeführt werden, weil dieses Wort im Niederländischen und Holländischen ein Torfmoor bezeichnet, Moore aber auf der Höhe nicht vorkommen; — eben so wenig auf „Fenne,“ in Ostfriesland „Weide,“ da es auf der Anhöhe auch keine Weiden giebt. Ob auf das Angelsächsische *væn* (*spes, expectatio, opinio, error*) auch *væna, vænna* (Wouterwek, ein Angelsächsisches Glossar S. 205), — oder auf *Veoh* (*idolum, templum*)? In *Baduhenna* (*lucum, quem Baduhennae vocant, ann. IV 73*) könnte auch gedacht werden. *Mens* Alting vermuthet, daß der *Hain* einer Göttin *Bade* oder *Babue* geweiht gewesen (I 14). Die beiden letzten Sylben haben Aehnlichkeit mit *venna* besonders wenn das *u* hinzugenommen wird: „*uhenna*.“ Was bezeugt dieses Wort aber? — Es möchte auch zu berücksichtigen sein, daß ähnliche Steindenkmäler in der Bretagne „*Paul-ven*,“ in Britannien „*Kistvaen*“ genannt werden, daß die heidnischen Heiligthümer *fana* genannt wurden (S. 90 oben und Grimm's Deutsche Mythologie, Aufl. I. S. 53, 54) und daß die Engländer noch den *Tempel fane* nennen.

Beachtenswerth ist jedenfalls, daß in der Gegend der Kunkenne, etwa  $\frac{1}{4}$  Stunde davon entfernt, im Kirchspiele Lengerich, im Jahre 1847 unter großen Feldsteinen an drei verschiedenen Stellen eine Menge Römischer Münzen und auch bedeutende Römische Schmuckfachen gefunden worden. Das Schriftchen von Friedr. Hahn: der Fund bei Lengerich (Hannover 1854) giebt darüber Auskunft. Der Verfasser führt aus, daß die gefundenen Sachen wahrlich von Deutschen Häuptlingen auf Raubzügen

Zwischen Salzbergen und Emsbüren, am linken Ufer der Ems, liegen drei kleine Steindenkmäler <sup>1)</sup> nahe bei einander. Auf der Hannoverischen Westbahn sieht man sie zwischen den genannten Orten vom Wagen aus deutlich. Pastor Deitering in Emsbüren giebt von denselben und von anderen in der Nähe vorkommenden Steindenkmälern in dem Archiv für Geschichte und Alterthumskunde Westphalens, Jahrgang 1828 Band 2 Heft 3 S. 221 f., nachstehende Beschreibung:

1) „Die eine halbe Stunde südöstlich von Emsbüren befindlichen drei Steinhäufen, Mehringer Steine genannt, liegen am linken Ufer der Ems auf einer flachen Ebene, die östlich von der Ems und westlich von einer Anhöhe begrenzt wird, und bilden unter sich ein mit der stumpfen Spitze nach Südosten gerichtetes Dreieck, dessen Basis etwa 200 Schritte haben wird. Die Richtung eines jeden Haufens (Denkmals) ist hier wie bei den anderen von Westen nach Osten; die beiden Endsteine nach Westen und Osten ruhen auf drei, die mittleren aber jedesmal nur auf zwei Kieseln als Unterlage, die etwa 2 Fuß aus der Erde hervorragen und 5 bis 6 Fuß in der Erde stehen. Diese Unterlagen bilden für sich gerechnet ein etwa 6 Fuß breites und bei dem mittleren Haufen, als dem größten, ein etwa 40 Fuß langes Bett, was oben 2 Fuß schwarze, mit zerbrochenen groben Kieseln vermischte Erde, dann eine handhohe Lage von Sand, kleinen Kieselsteinen und Scherben von zerbrochenen, durchgehends punkirt-gereiften und schön verzierten Thongefäßen, und endlich zu unterst eine gemauerte oder gepflasterte Straße von Kiesel enthält. Die Decksteine sind mehr flach als dick, wie Kiesel, ohne bestimmte Form, und der größte hat etwa 12 Fuß Länge und 9 Fuß Breite. Jeder Haufen war bis vor zwölf Jahren mit einem besondern Kreise von kleineren Kieseln eingefast, von denen jetzt nur wenige mehr ihren Platz behaupten.

erbeutet, oder von Römischen Kaisern als Gold empfangen und hier verwahrt worden. Es fehlt sonach nicht an Anzeichen, daß einst in der Gegend Häuptlinge wohnten.

<sup>1)</sup> Wie hier, drei Steindenkmäler in der Niedergrafschaft Lingen, in der Gegend südlich von Beckum und anderwärts. Zu vergleichen darüber *Mone* Geschichte des Heidenthums im nördlichen Europa II S. 355: ... „Hier ist die Heiligkeit der Dreizahl zu bemerken, die bloß eine Aeußerung religiöser Ideen ist und den Glauben der Kelten, Deutschen und Finnen durchgreift“ u. Ausführlicheres Seite 29, 59, 66, 92, 140, 156, 193, 243, 276 des *Mone'schen* Werkes; auch Grimm Deutsche Mythologie, Aufl. I S. 75, 77, 79 und Seite XXVI.

- 2) Ein zweiter Haufen Hünensteine, — so nennt sie der hiesige Landmann, — liegt  $\frac{1}{2}$  Stunde nordöstlich von Emsbüren; er ist meistens von Wehnsand bedeckt und scheint auch der bedeutendste von allen zu sein.
- 3) Ein dritter Haufen fand sich vor 15 Jahren 2 Stunden nordöstlich von Emsbüren, gerade an der südlichen Spitze der Bauerschaft Lohne; in der Form, — nicht in der Größe, — war er den bei Mehringen gleich, nur daß 20 Schritte davon ein großer Stein ganz allein lag, der ebenfalls mit einem besonderen Steinkreise umgeben war. Jetzt ist Alles abgetragen.
- 4) Eine halbe Stunde weiter westlich, am Wege von Ringen nach Wiemarschen, liegen die sogen. Schlopfsteine<sup>1)</sup>, — drei Haufen, etwa 50 Schritte von einander entfernt, in gerader Linie von Westen nach Osten; und eben so wie die Mehringer (denen sie auch in der westöstlichen Richtung gleichen) nicht auf der sie nach Westen hin begrenzenden Anhöhe, sondern vielmehr im Thale. Weil die Decksteine seit einigen Jahren gesprengt und abgetragen sind, so habe ich das eine der zwischen den noch vollständig erhaltenen Grundlagen befindlichen Betten sorgfältig untersucht. Wie wir etwa zwei Fuß tief die schwarze, mit zerbrochenen Kieseln vermischte Erde ausgeworfen, fanden wir eine einen halben Fuß hohe Lage von größerem Sande, kleineren Steinen und zerbrochenen, schön gezielten, und — soviel ich noch aus den Stücken bemerken konnte — oft teller- und trichterförmig geformten Thongefäßen, darunter eine Straße (ein Pflaster) von Kiesel, und unter dieser nichts wie weißen Sand. Nur ein kleines, geschliffenes Beil aus bläulichem Feuersteine, aber durchaus keine Knochen, weder gebrannte noch ungebrannte, habe ich darin gefunden; mithin kann ich sie auch nicht für Grabmäler annehmen. Alle jetzt genannte Hünensteine liegen am linken Ufer der Ems.
- 5) Auf dem rechten Ufer dieses Flusses, meistens nur etwa 200 Schritte von der Aa, — die sich  $1\frac{1}{2}$  Stunde unter Emsbüren in die Ems ergießt, — findet man noch 6 Haufen. Einer liegt bei der Bauerschaft Glesen,  $\frac{5}{4}$  Stunde nordöstlich von

<sup>1)</sup> In einer Gegend, worin so viele Denkmäler vorkommen, führen also nur diese drei den Namen Schlopfsteine. Es möchte hierbei zu berücksichtigen sein, was S. 174 oben über die Schlopfsteine in der Grafschaft Tecklenburg bemerkt ist.

Emsbüren; dieser ist unter allen am schönsten erhalten und nur einer seiner sieben Decksteine ist abgesetzt. Zwei andere liegen bei Hesselte, eine starke Stunde östlich von Emsbüren. . . . Ein vierter, etwa  $\frac{1}{4}$  Stunde weiter südlich, ist seit 4 Jahren gänzlich gesprengt. . . .

In Allem fand man hier, in einem Bezirke von höchstens 2 und 3 Stunden in den Durchmesser, 14 Haufen Hünensteine, die sämmtlich, — außer dem unter Nr. 2 angezogenen, — nicht so sehr in der Form als in der Größe von einander verschieden waren; doch hatte auch der kleinste wenigstens 4 Decksteine. . . .

So wie unsere Vordern im Burfsbant<sup>1)</sup> die großen Steinmassen mit gewaltiger Kraft und zum Stammen der Nachwelt in Thäler und Ebenen schleppten, so brachten sie die Asche ihrer abgeschiedenen Brüder meistens auf Anhöhen. . . . Zwar wird man auf dem Sandboden in hiesiger Gegend nicht leicht eine halbe Stunde zurücklegen, ohne auf einzelne Gräber zu stoßen; allein in großer Menge und wie auf Kirchhöfen findet man sie bei den Mehringer Hünensteinen<sup>2)</sup> u.

Dieselbe Zeitschrift (Archiv für Westphalen u.) enthält Band II Heft 3 S. 311 f. eine Beschreibung der in der Niebergrafschaft Bentheim untersuchten algermanischen Grabstätten von Miquel. Darin wird mitgetheilt, was in eigentlichen Begräbnißstätten (heidnischen Grabhügeln, Hünengräbern, — im Bentheimischen Hünenpölle genannt) gefunden ist. Darnach wird von den Hünenbetten gesagt:

„Es sind (wie in Drenthe) große Kieselsteine, meistens in länglichem Viereck gelegt, so daß sie eine Art Mauer bilden, die einen ziemlich bedeutenden Raum einschließt, der aber von einem oder mehreren flachen Kieselsteinen als Decke bedeckt ist. — Letztere Decksteine sind oft von enormer Größe. In dem leeren Raume stehen große und kleine Aschenkrüge neben einander, die besser verarbeitet sind, wie die in den Hünengräbern, und am oberen Rande mit eingegrabenen Verzierungen. Jedemal finden sich steinerne Meißel von verschiedener Größe, wohl Abhäutungswerkzeuge, und auch steinere Waffen, als gut gearbeitete Schlachtelle, dabei. — Eine solche Grabstätte entdeckte ich in der Bauerschaft Getelo (Grafschaft Bentheim). Bei der mit vieler Mühe vorgenommenen Untersuchung, indem die großen Kie-

<sup>1)</sup> So hieß der Gau, worin Emsbüren liegt.

selbst nicht leicht fortzuwälzen waren, fand sich, daß der Deckstein gesunken war und alle darunter befindlich gewesenen Urnen zertrümmert hatte. Die Scherben zeigten indeß die nämlichen Verzerrungen am Rande<sup>1)</sup> wie in Drenthe, und auch fanden wir ein steinernes Abhäutungs-Instrument.<sup>2)</sup>

Die Frage, zu welchen Zwecken die Steinwerke einst gedient haben, wird von den Forschern verschiedenartig beantwortet. Ubbö Emmius sagt darüber histor. Fris. p. 21:

„Ein auch von Anderen angeführter Umstand scheint erwähnenswerth, daß nämlich in der Gegend (Drenthe) mehrere Steine von beträchtlichem Umfange, die, wie man glauben sollte, wegen ihrer Größe weder durch irgend ein Fuhrwerk noch durch menschliche Kraft dahin gebracht werden konnten, auf einem Fleck gefunden worden. Ihre Aufstellung ist der Art, daß sie Altäre darzustellen scheinen. Denn unter einigen, die auf dem Boden liegen, sind andere der Fläche nach ausgebreitet und es ist eine enge Oeffnung gelassen worden, durch welche allenfalls ein Mensch schlüpfen kann. Man erzählt, daß die Heiden ehemals, ihrer Sitte gemäß, Menschenopfer darzubringen, die Schlachtopfer gezwungen haben, jene Oeffnungen zu durchschlüpfen; beim Durchkriechen seien dieselben vom Wolfe durch Bewerfung mit Mist und anderem Schmutz besudelt<sup>2)</sup> und dann an die Altäre gestellt, auf welchen man sie geopfert habe. Dieser Gebrauch habe bis auf die Zeit des Bonifacius, Bischofs von Utrecht, gewährt; deshalb führten auch jene Oeffnungen noch jetzt, wie man glaube, im Munde der Einwohner ihren schmutzigen Namen.“

(„Commemoratione dignum videtur, notatum quoque ab aliis, quod in regione hac ingentis molis saxa complura, quae nullae veneratione, nulla vi hominum illac deportari potuisse ob magni-

<sup>1)</sup> Dort also wieder die Scherben von verzerrten, der Größe, der Form und dem Material nach von den Urnen (Aschenkrügen) sich so sehr unterscheidenden Gefäßen. Miquel ist nicht darauf gekommen, daß er Ueberreste von Opfergefäßen vor sich hatte. Daß an den Orten geopfert worden, zeigen schon die Abhäutungs-Instrumente. — Miquel setzt als ungewiß voraus, die Steinbänkchen seien auch Begräbnisstätten; — weil sie mit den eigentlichen Hünengräbern keine Ähnlichkeit haben, nimmt er aber an, daß sie von einer anderen Völkerschaft herrühren. — Die Steingräber sollen den ehemaligen Bewohnern der Drenthe, die Gräber in Hügeln dem zunächst daran wohnenden Volke angehört haben.

<sup>2)</sup> Vornehmlich wurden gefangene Feinde und Missethäter geopfert. Deshalb vielleicht noch die rohen Mißhandlungen vor der Tödtung.

tudinem credas, congesta inveniantur, quorum ea dispositio est, ut aras referre videantur. Nam jacentibus nonnullis, alia iis imposita sunt plana, relictumque foramen angustum, per quod reptare homo possit. Fabula fert, paganos quondam humanis hostiis litare solitos ea per foramina mactandos homines transire coegisse, et stercore, aliisque immunditiis, conjectu vulgi foedatos in transitu constitutosque ad aras immolasse: eum ritum ad Bonifacii, episcopi Ultrajectini, tempora durasse. Quam ob causam etiam nunc turpe nomen (Düwelskutte) foraminibus illis apud incolas restare putatur.“ Die Stelle findet sich auch in Joh. Justi Winkelmanni notit. hist. polit. vet., Oldenburg 1617, p. 370. Ähnliches enthält der Novus Atlas von Joh. Blaeu, 1646, in dem Bande, die Niederlande betr.

Das Kapitular vom Jahre 789, Aquisgranum XIII die kal. April., hat Folgendes: „Item de arboribus, vel petris, vel fontibus, ubi aliqui stulti luminaria vel alias observationes faciunt, omnino mandamus, ut iste pessimus usus, et Deo execrabilis, ubicunque invenitur, tollatur et destruat“ (Ansegis, Lib. I cap. 64 fol. 14, ed. Pith.).

Calvör Saxonia inferior antiqua sagt S. 60 f. unter anderem im § 137: „Ob aber die (im vorhergehenden § beschriebene) Stein-Rangirung (bei Helmstädt) unter die Kirchen= oder die Grabaltäre zu rechnen, darüber kann der Dänemarfische Reichskanzler Wittfelb Nicht geben. Er sagt, daß die Kirchberge (oder Hügel, darauf bergleichen Altäre gestanden) in der Länge zwischen Osten und Westen postiret gewesen, die Grabberge aber, darauf die Lobtenaltäre gestanden, haben sich mit ihren länglichen Steinkreisen erstreckt zwischen Süden und Norden“<sup>1)</sup>.

In demselben Werke sind S. 73 die Beschlüsse enthalten, welche auf dem Konzil zu Liptin oder Liptin im Jemegau 745 gefaßt worden, und den Bischöfen zur Pflicht machen, das Volk von heidnischen Gebräuchen abzuhalten, namentlich von folgenden:

- „1) de sacrilegio ad sepulchra mortuorum,
- 2) de sacrilegio super defunctos, i. e. Dadsisas,
- 6) de sacris silvarum, quae Nimidas vocant,

<sup>1)</sup> Mone Geschichte des Heidenthums im nördlichen Europa Th. II S. 90: „Bei den Dithmarschen Altären sind meistens auch Gräber, ihr Unterschied ist nach älteren Schriftstellern die Richtung der Altäre gegen Osten, der Gräber gegen Norden.“

- 7) de his, quae faciunt super petras,  
8) de sacris Mercurii, vel Jovis.“

Calubr bemerkt:

Zu 1) „Es ist oben gezeigt, was massen die heidnischen Teufel bei ihren Opfern auch der Menschen nicht verschonet, und ist solches sonderbar über den Gräbern der großen Helben auf deren darüber extruirten Altären gesehen; gestalt auch unsere Vorfahren die in dem unglücklichen Treffen der Römer unter Quintilio Varo gefangene Römische Kriegsobersten auf einem auf der Wahlstatt aufgerichteten Altar abgeschlachtet. Als nun möglich ist, daß bei denen erst zum Christenthum bekehrten Heiden, wo nicht öffentlich doch heimlich dergleichen mag geschehen sein; so glaube, daß dieses sei das in dem Inbucato denen unbekehrten Heiden verbotene Sacrilegium ad sepulchra mortuorum.“

Zu 7) „Aus Obigen erhellet, daß sie (die heidnischen Deutschen) die Menschenopfer zuvörderst auf denen Steinclippen und Felsen und diesemächst auf steinern Altären verrichtet. Und weiln solches auch zu den Zeiten Karls des Großen noch nicht gänzlich war abgeschafft; als hat derselbe folgendes Gesetz in Capitular. de part. Saxon. dawiber gegeben: Si quis hominem Diabolo sacrificaverit, et in hostiam more paganorum Daemonibus obtulerit, morte moriatur.“ (Wer einen Menschen dem Teufel [der heidnischen Gottheit] opfert und ihn nach heidnischer Sitte den bösen Geistern als Opfer darbringt, soll des Todes sterben.)

Gruppen theilt in den or. Germ. I 163 sqq. observ. V prima Mancherlei über die Steindenkmäler mit. Wir entnehmen daraus Nachstehendes:

„§ 11. Piccarb Distinct. V will die großen aufgerichteten Steine nicht für Altäre angesehen wissen ... Seine Worte lauten: „... Die nu dese Steenhopen gesien heeft, mot bekennen, dat deselve gansch onbequaem en ongefatoenert zyn, om de allerminste offerhande te konnen plaets gewen.“

Das Wort Altar ist vom Lateinischen in den mehrsten Sprachen aufgenommen. Die Cambri sagen Altawr zc. — die Angelsachsen nennen Altare, Aram, Wibed, i. e. sacram Mensam oder Weobode, Weofod Marc. V 23 und Weofod-Then Altaris Ministrum.

Die arae barbarae gentium waren vielfältig in lucis (Tacitus ann. I 60), und wie bey ihnen der cultus deorum ohne Pracht war,

wie Tacitus (de m. G. 13) von ihnen meldet, so sind auch ihre arae schlechthin von Steinen und allenfalls nach der Völker Weise von grünem Rasen aufgerichtet gewesen zc.

- Wie Arrigram Crymog. I l c. 7 aus Watzbyrna notiret,
- a. hat die ara sich gefunden ante Deorum Suppedaneum in fanis,
  - b. in der ara sind gewesen 1) Lebes s. vasculum aereum, qua hostiarum sanguis exciperetur,
  - c. adjuncta lustrica et aspergillo ad victimarum cruorem stantibus abstergendum.

Woraus zu urtheilen, daß der Deaster vor dem Altare mit einem Scabello oder Suppedaneo aufgestellt gewesen. Von der Ara Romanorum etc., die auch sepulchrales waren zc. — Die Arae der Deutschen waren dagegen ohne Kunst, von grober Arbeit, aber denen Römischen an der ordinären Größe, die bis an den Nabel reichte, gleich, mit rauhen Steinen belegt, und lucis, wo nicht von Steinen, doch von Rasen aufgerichtet zc.

Rehse (antiquitates selectae septentrionales etc.) führt die Beschlüsse verschiedener Konzile an, welche die Verehrung auf den Steinen (Altären von Steinen) verbieten. Wir entnehmen daraus:

13 f. „Ita enim concilium Nannetense incerto anno habitum, apud Labbeum Tom IX p. 474 seq. can. 20: Summo decertare debent studio Episcopi et eorum ministri ut . . . lapides quoque, quos in ruinosis locis et silvestribus daemonum ludificationibus decepti venerantur, ubi et vota vovent et deferunt, funditus effodiantur atque in tali loco projiciantur, ubi nunquam a cultoribus suis inveniri possint. Et omnibus annuncietur, quantum scelus sit idololatria. Concil. Arelatense II ad ann. 452 can. 23: Si in alicujus Episcopi territorio infideles aut faculas accendunt, aut arbores, fontes, vel saxa venerentur etc. Concil. Turonense anno 567 habitum can. 22: Contestamur illam sollicitudinem tam pastores quam presbyteros gerere, ut quemcunque in hac fatuitate persistere viderint, vel ad nescio quas petras, aut arbores, aut fontes, designata loca gentilium, perpetrare quae ad Ecclesiae rationem non pertinent, eos ab Ecclesia sancta auctoritate repellant etc. Concil. Toletanum XII ann. 681 can. 11. . . cultores idolorum, veneratores lapidum etc. Concilium Rotomagense, apud Reginsonem de Disc. Eccles. edit. Steph. Baluz.

l. 2 p. 210: Si aliquis vota ad arbores vel ad fontes, vel ad lapides quosdam quasi ad altaria faciat“ etc.)<sup>1)</sup> Noch mehrere andere Beschlüsse werden mitgetheilt, welche Verbote gegen die Verehrung der Steine enthalten. Kessler will aber nur die Denkmäler mit einem großen flachen Steine, der auf kleineren Steinen ruht, als Altäre gelten lassen, nicht die, welche wir hier im Auge haben, die aus mehreren neben einander aufgestellten großen Steinen bestehen. Diese sollen Begräbnis-Monumente sein, auf denen jedoch die Verwandten der darunter Bestatteten abergläubische Gebräuche verrichteten (S. 49 und 97).

Kessler stützt sich bei seiner Annahme, daß die Steinendmähler zu Grabmälern gebient haben, auf die Tradition Dänischer und Holsteinscher Landleute, auf die Sage von Sobolb's Grabe (m. f. S. 190 unten), womit die, welche Ubbö Emmius und Andere anführen, nicht stimmen, dann auf Nachrichten, wonach Scandinavischen Königen und Helden Grabsteine errichtet wurden. Es läßt sich denken, daß man leicht darauf kommen konnte, Königen, die von Wodan abstammen sollten, Grabsteine zu setzen. Das Königthum war bei den nordischen Völkern vollständig ausgebildet, bis zur Zeit der Römerkriege nicht bei den Völkern im jetzigen Deutschland; die Verhältnisse waren also ganz verschieden; man darf nicht folgern, daß, was dort, auch hier Sitte gewesen. Urnen sind auch unter oder bei den einzelnen Steinen, die Kessler für Altäre hält, gefunden. Uebrigens sind die Königen und Helden gesetzten Denkmäler, die sogenannten Bantasteine, — einzelne aufrecht stehende Steine, — von den eigentlichen Steinendmälern ganz und gar verschieden.

Aus Arnkiel's Cimbrische Heidenreligion, Hamburg 1703, Theil I, nehmen wir Nachstehendes auf:

Seite 171: „Bei den Unserigen waren die Altäre gemeinlich unten an der Wurzel des Berges, mit großen Steinen rund umher besetzt, oben aber drey, oder noch mehr größere Steine aufgerichtet und darüber ein sehr großer breiter Stein gelegt, darauf man geopfert, darunter war eine Höhle, oder Gruft, dahin man das übrige Opferblut, welches bey den Opfer=Ceremonien nicht ist gebraucht, hingeschüttet. Dergleichen Altäre hat man an unterschiedlichen Orten, drey neben einander gehabt, eines dem Thor, das andere dem Dithin, das dritte der Freya geheiligt....“

<sup>1)</sup> Aehnliche Stellen in Grimm's Deutscher Mythologie, Aufl. I S. 78 und S. XXVIII f., so u. a. S. 78: „insanum esse et vanum a lapidibus auxiliium petere.“

Solche Altäre, nebst ihren Bergen waren unterschiedlich; denn etliche waren Todten=Altäre, welche über den Todten=Gräbern standen und den Verstorbenen gewidmet waren, darauf man mit Opfern ihr jährlich Begängniß gehalten und damit der Seelen Unsterblichkeit bezeugt.... Solche Grab=Altären hatten auch die Griechen und Römer.... Dagegen hatten unsere Vorfahren allgemeine Götzen=Altäre, den Göttern geheiligt, da die ganze Landschaft... sich versamlete, ihr Opfer- und Götzen=Dienst zu verrichten. Der Dänemarsische Reichskanzler Witfeld machet einen solchen Unterschied, daß diese Kirchberge, darauf die Götzen=Altäre stunden, in der Länge zwischen Osten und Westen, die Grabberge aber, darauf die Todten=Altäre stunden, in der Länge zwischen Norden und Süden sich erstrecken mit ihren länglichen Steinkreisen... Mit demselben stimmt hierin überein Strelow in Chron. Goth. pag. 65 seq.“

Seite 185: „Anfänglich haben die Nordische Völker ihren Götzen=Hüttern Hütten aufgerichtet, damit sie bei ungestümem Wetter Schutz haben und ohne Beschwerde den Götzendienst verrichten konnten. Sind daher Schurgötter genannt, das sind solche Götzen, welche unter Hütten stunden. Olaus Worm. lib. I Mon. Dan. c. 3. Diese Götzen=Hütten sind in ihren Hainen bei den Altären gestanden....“

Seite 187: „Ihre Tempel sind nach der Länge zwischen Auf- und Niedergang gelegen“ zc.

Theil II S. 217: „Es haben die Cimbrer ihre Gräber mit Erde hoch erhoben nach der Art, wie die Berge und Hügel, welche noch auf dem Felde vor Augen liegen. Das ist in der ganzen mittlern Welt der Gebrauch gewesen, über die Todten Berge und Hügel aufzuführen.“

Seite 223: „Es hatten die Cimbrer diese ihre aufgehügelte Gräber mit großen Steinen... rund umher besetzt und gleichsam umschlossen (d. h. die Grabhügel waren am Fuße mit einem Steinring umgeben). Bei diesen heidnischen Grabhügeln... sind die große Steine als Säulen umgestanden (nach der Zeichnung wie jetzt die aufrecht stehenden Grabsteine), welches geschehen ist zum Andenken der Verstorbenen, die daselbst begraben sein!... Also daß diese Grab=Steine sind Gedächtnis=Steine der Todten... Es werden diese Grab=Steine sonst Bantasteine genannt.“

Seite 234: „Die Pyramidische Grab=Steine werden sonst Sieges=Steine genannt. Denn es hat der mittlern Götzen=Meister Dithin oder Wodan verordnet, daß über die Gräber derjenigen, welche tapfere

Thaten ausgerichtet, sollten Sieges-Steine errichtet werden. . . . In dem alten Isländischen Buch Havamaat genannt, werden die Bautausteine von dem Dolmetscher Pyramiden übersezt" zc.

3. H. Münnig<sup>1)</sup> führt aus Abschn. II Kap. I § 2: „Wer den Grund dieses Grabbaues untersucht und die unendliche Zahl der Grabwällchen und Hügel, die überall in unserer Diöcese weit und breit zerstreut umherliegen, in Vergleich bringt, mit den wenigen hier und da vorkommenden Steinmonumenten, der kann nicht zweifeln, daß jene für die gewöhnlichen Familien aus der niederen Volksklasse, diese aber zu Ehren der hervorragenden Männer und der Heerführer unter den alten Wälfen bestimmt waren. Ein je höherer Steinhäufen sich nehmlich erhebt, oder je riesenhafter der eine oder mehrere auf Stützen ruhende Blöcke sind, oder ein je weiterer Kreis rings herum in die Augen fällt, eine desto höhere Persönlichkeit, oder einen desto größeren Kriegsrühm wollte das Heidenthum, obzwar noch roh und ungebildet, dadurch den künftigen Jahrhunderten anzeigen.“

Ferner Kap. III § 3 f.: „Auch die Meinung Einiger ist als eine irrthümliche zu bezeichnen, die von Schlichtenhorst in seiner Geschichte Selbems<sup>2)</sup> angeführt wird, wo er sagt, daß Andere des Glaubens seien, diese Steine der Drenthe in großer Zahl und Menge seien zu dem Ende aufgestellt, daß Fremdlinge und unbekannte Menschen von einer anderen Nation, welche in ihre Nähe kämen, alle als Feinde aufgefassen, dann unter diesen Steinen eingeschlossen und so den Götzen des Vaterlandes nach Brauch der sogenannten Taurischen Dianaopfer als Schlachtopfer dargebracht werden sollen.“

„Von gleichem Gehalte sind die Argumente, welche darthun sollen, diese Steine und Erdbämme seien Altäre mit der Bestimmung für die Opfer der Ober-, oder wenigstens für die Sühnungen der Todtengötter . . . Daß diese Steine aber weder den Ober- noch den Todtengöttern zu Ehren gesetzt sind, deutet uns der Umstand zur Genüge an, daß sie vom Zeitalter der Franken an bis auf unsere Zeit unberührt und unverlezt dastehen. Wer wüßte es nicht, daß Karl der Große Alles, was Götzendienst und scheußlichen Anstath der Aftergötter verrieth, so vernichtet und zerstört hat, daß er den Einwohnern keine Spur davon ließ und man jetzt gar nichts mehr davon findet? Man

<sup>1)</sup> Westphälisch-Münsterländische Heidegräber, übersetzt von Heising, Bilar. Coesfeld 1855.

<sup>2)</sup> Schl. hist. G. I 78.

kann doch wohl keinen Grund dafür entdecken, warum diese unsere Felsen in dem allgemeinen Decrete des Kaisers allein ausgeblieben sein sollten. Dies ist um so klarer, da es keinem wackeren Geschichtsforscher im Traume einfallen konnte, dieselben seien nach Karl dem Großen ausgerichtet, der die Verbrennung verbot, die Kirchhöfe anwies und so den christlichen Begräbnißgebrauch einführte.“

„So stecken auch die in einem groben Irrthum, welche unsere Steine unter die Zahl der Grenzsteine setzen“ u. f. w.

„Je weniger nüchtern, desto größer ist der Irrthum jener, die da behaupten, die Graburnen hätten nicht den Todtengöttern, sondern dem Bacchus und dessen Opfern gebient“ u. f. w.

Ferner Buch II Kap. 4 § 8: „Das Wort „Hünne“ bezeichnet ihnen (den Friesen) Leichnam und daher behauptet er (Baräus) werde ein Todtengewand Hünnekleid genannt“<sup>1)</sup>.

In Mulsard's palaeogentilismus Bremensis lesen wir Kap. 2: „Von den steinernen Denkmälern und dem, was sich darin findet.“

„Diese Denkmäler bestehen aus rauhen Feldsteinen, deren unterste Seite meistens flach ist und welche, anscheinend mit großer Mühe, auf andere Grundsteine gelegt sind . . . Das Volk nennt sie Hünensteine oder Hünenkeller . . . Es scheint, daß diese großen Steine nicht als Begräbnißplätze, sondern als Opferaltäre zum Verbrennen der Opfer oder Leichen gebient haben.“

Mone sagt über die oben beschriebenen Denkmäler in der Bretagne:

„Daß die Stätten der oben beschriebenen Denkmäler eine religiöse Achtung gehabt, also heilige Derter gewesen, wird wohl Niemand leugnen.“ Ferner: „Vieles im Aberglauben und Volkssitten ist den Galliern mit den Teutschen gemein, so daß in manchen Fällen eine scharfe Unterscheidung nicht mehr möglich ist.“

In der Zeitschrift „Ausland,“ Jahrgang 1852 S. 1120 Nr. 280 findet sich folgende Notiz: „Die Alterthumsforschung kommt in Frankreich immer mehr empor und die Revue archeol. wird reichlicher. Im Novemberheft ist unter anderen eines Dolmens in der Nähe der Mühle von Quincampoix, im Arrondissement von Chateaudun auf

<sup>1)</sup> M. f. hierüber die Note 3 S. 193 unten. Weber in Westphalen noch in Friesland, oder überhaupt in den Niederlanden wird ein Todter „Hünne“ oder „Hüne“ genannt.

dem linken Voireufer, gedacht, der aus zehn mächtigen Steinen besteht, von denen zwei auf den anderen in der Art aufliegen, daß wenigstens der eine beweglich sein mußte. Der größte derselben, der, welcher fast schwebend ist, hat eine Länge von 2,72 Metres und liegt etwa 2 1/2 Metres hoch auf dem einen der Steine auf, so daß das Ganze gegen 4 Metres Höhe hat. Der Berichterstatter, ein Herr de Bois-thibault, bemerkt, daß Form und Anlage dieses Dolmens der Ansicht, daß sie zu Menschenopfern bestimmt gewesen, starken Vorschub thun.“

In einem Aufsätze im Journal l'Austrasie, revue du Nord-Est de la France, Oct. 1837, werden die Dolmen das charakteristische Zeichen des Druidenthums genannt.

In der histoire des Belges I<sup>re</sup> période, par A. van Hasselt, finden wir noch nachstehende Schilderung der Gallischen Steindenkmäler S. 50 f.: „... Les Celtes, comme les Teutons, comme toutes les nations primitives, se refusaient à enfermer leurs pratiques religieuses dans des bâtiments étroits et circonscrits. C'est dans la retraite ténébreuse d'une forêt, dans la solitude sinistre d'une bruyere ou sur le sommet d'une montagne isolée, qu'ils érigeaient leur autels et qu'ils adoraient les symboles mystérieux et farouches de leur mythologie. Ils se contentaient généralement de former une vaste enceinte appelée cromlech et composée d'énormes pierres brutes et longues, qu'on nommait peulvan (piliers de pierres) ou men-hir (pierres longues) et qui, posées de champ ou plantées verticalement dans le sol, composaient soit une ellipse, soit un demi-cercle, soit un cercle entier ou même plusieurs cercles concentriques. Souvent au milieu se dressait un dolmen ou lichaven (table de pierre) qui se composait d'une grande pierre plate, posée horizontalement sur deux ou plusieurs autres, placées verticalement en terre, et qui servait d'autel pour les oblations ou pour les sacrifices. Quelquefois, un simple peulvan en occupait le centre et constituait la figure symbolique de quelque divinité. Souvent on substituait à la forme circulaire la forme plus sauvage des alignements parallèles, et l'on disposait les men-hir en plusieurs longues lignes, qui ne rassemblaient pas mal, sauf la configuration brutale des pierres celtiques, aux colonnades en ruine qui nous restent des anciens temples égyptiens. On construisait aussi des allées couvertes, composées de deux rangs de pierres verticales et contiguës, sur

lesquelles on en plaçait d'autres en forme de toit plat: elles étaient généralement orientées, et bouchées à une de leurs extrémités. Enfin on élevait parfois d'étranges monuments...., c'était un énorme bloc de pierre qui, superposé à un autre, se trouvait si parfaitement en équilibre sur son point d'appui, que le moindre attouchement.... suffisait pour lui imprimer un mouvement d'oscillation.... Dans l'enceinte des cromlech se trouvaient souvent des tas d'or que la dévotion du peuple offrait aux divinités, et c'eût été un crime capital que d'y toucher. Dans les sanctuaires consacrés à Hésus, on déposait ordinairement les armes ou une partie du butin, qu'on avait pris à l'ennemi.... C'est aussi dans l'intérieur des cromlech, que l'on sacrifiait le bétail qu'on avait enlevé à l'ennemi, ou les victimes humaines.... Ordinairement c'étaient des criminels, qu'on immolait.... Ces ceremonies barbares étaient très variées. Le plus souvent on donnait à la victime un grand coup d'épée en travers de la poitrine, ou on la frappait dans le dos, ou on la perçait des fleches“ etc.)

Das vorhin angeführte Schriftchen: Leitfaden zur nordischen Alterthumskunde, herausgegeben von der Königl. Gesellschaft für nordische Alterthumskunde (Kopenhagen 1837), läßt es zweifelhaft, welche alte Werke als heidnische Altäre anzusehen. Es wird darin u. A. gesagt S. 32 f.: „Man hat gewöhnlich gleich eine jede Steinsetzung, worin man einen großen Stein sah, der auf einige andere gelegt war, für einen heidnischen Altar genommen und den Platz für eine Opferstätte. Dies dürfte inbessen bedeutende Einschränkungen erleiden. Es war den das Christenthum im Norden Einführenden allzu wichtig, das Heidenthum auszuwotten, als daß man annehmen kam, sie hätten eine so große Anzahl Altäre ruhig stehen lassen, welche zu einem Gottesdienste bestimmt waren, denn sie auf jede mögliche Weise entgegen arbeiteten. Gleichwie man heilige Bäume umhieb, Götzenbilder zerstückte und heidnische Tempel verbrannte, hat man sicher eben sowohl Altäre

1) In den Noten dazu führt der Verfasser an: Strabon lib. IV; Diodor. Sicul. lib. V cap. 27 und 31. Sueton. in vita Caesaris cap. 54; Plinii lib. II cap. 96; Falconet dissertat. sur les Baetiles, t. VI des Memoires de l'Academie des Inscript. et Belles-Lettres; King, Munimenta antiqua t. I. p. 255 et suiv.; Galfred Monument. lib. VIII, ed Giles, p. 140—141; Caesar lib. VI cap. 17 und lib. IV cap. 16; Annaei Flori lib. II cap. 4; Plinii lib. VII cap. 2; Lucani Pharsal. I v. 444 seq.

und Opferplätze zerstört. Möglich wäre es doch, daß einige Steinaltäre aus fernen Zeiträumen uns geblieben wären. Waren sie schon verlassen und, als eigentlich einem früheren Kultus angehörend, nicht mehr in Ansehen, als das Christenthum eingeführt wurde, so war kein Grund da, sie zu zerstören, was auch mit großer Beschwerde verbunden gewesen sein würde, da man nicht Pulver hatte, um damit die oft sehr großen Steine zu sprengen“ zc.

Wie schon aus dem Vorstehenden hervorgeht, ist die Gegend an der Nieder-Ens besonders reich an Steindenkmälern. Der Advokat Böttcher hat die im Hannover'schen Kreise Meppen genau untersucht und im Archiv für die Geschichte und Alterthumskunde Westphalens Band II Heft 2 S. 166 f. eine Beschreibung derselben geliefert. Ueber ihre Bestimmung spricht derselbe sich dahin aus: „Sie dienten als Versammlungsplätze bei Berathungen über allgemeine Angelegenheiten, zu Gerichts- und Opferstätten, seltener zu Begräbnissen . . . Von allen, die ich untersucht habe, kam ich fast mit Bestimmtheit behaupten, daß darunter keine Urnen beigelegt worden. Nirgends finden sich die vielen Kohlen verbrannter Knochen und mit Asche vermengte Erde, welche man in den eigentlichen aus Erde und Rasen aufgeführten Grabhügeln immer antrifft; weder eine ganz erhaltene Urne, noch die Stücke derselben, welche man leicht von den Scherben der ganz anders geformten Opfergefäße unterscheiden kann, habe ich beim Nachgraben unter jenen Monumenten entdeckt.“

Nach Beschreibung des Denkmals im Bürgerwalde, des sogen. Sorbold's Grabes, bemerkt Böttcher: „Die beim Nachgraben gefundenen Scherben, welche sämmtlich von ziemlich feinem Thon waren und wovon keine, wie der Augenschein lehrte, zu einer Todtenurne gehört hatte, wie man sie gewöhnlich in unserm Kreise findet, deutet, so wie der umgebende Wald eher auf einen heidnischen Opferaltar von weit höherem Alter hin, bei welchem die zertrümmerten Gefäße etwa als Opfergeschirre gebraucht worden sind. Auch fand ich weder eine Menge Kohlen, noch Knochen, welche man sonst in den Grabhügeln unserer Vorfahren immer antrifft.“ Böttcher macht auch noch darauf aufmerksam, „daß man in der Nähe und bei den Steindenkmälern, den öffentlichen Stätten unserer Vorfahren, gewöhnlich mehrere und zuweilen eine große Menge Grabmale sehe, welche bloß aus Rasenhügeln bestehen. Man hielt viel auf ein Begräbniß in der Nähe der Altäre, indem man glaubte, die Seelen der Abgeschiedenen, welche dort beigelegt wären, genöthigt eines näheren Umganges mit den Göt-

tern und die auf den Altären dargebrachten Opfer gereichten den Verstorbene zum Nutzen.“ Die Denkmäler im ehemaligen Gerichtsbezirk Ensbüren (zwischen diesem Orte und Salzbergen) sind von Deitering untersucht. M. f. S. 177 oben. Derselbe sagt darüber: „Ihre von Westen nach Osten laufende Richtung, . . . ihre Lage, nicht auf den in der Nähe doch sonst befundlichen Anhöhen, sondern in Thälern oder Ebenen, die man sich noch als Haine denken kann, — wie auch der den Haufen einschließende Steinkreis, — mit dem gänzlichen Mangel an gebrannten Knochen (von ungebrannten Knochen fand sich auch hier keine Spur), bei dem häufigen Vorrath an zerbrochenen Thongefäßen, scheinen für Opferstätten und Altäre zu sprechen, so wenig auch die Decksteine bei ihrer unregelmäßigen Form sich dazu eignen.“ (M. f. dasselbe Archiv Band II Heft 3 S. 324.)

Eine Beschreibung des Karlssteins, — eines Steindenkmals im Hone (heiligen Haine) unweit Osnabrück, — in den Mittheilungen des historischen Vereins zu Osnabrück, Jahrgang III S. 305 f., schließt mit den Worten: „Die unter dem Denkmale vorhanden gewesene Grabkammer, die dort gefundenen Urnen, stehenden Waffen und Opfernesser, so wie die vielen menschlichen unverbrannten Knochenreste liefern den Beweis, daß sich die Errichtung des Karlssteins in die ältesten Zeiten verliert und daß das Denkmal wahrscheinlich schon während der Römerkriege ein hochgeachtetes Heiligthum war, daß außerdem dasselbe anhaltend zu öffentlichen religiösen Handlungen benutzt worden ist. Die Zerstörung durch Karl den Großen, die davon viele Jahrhunderte hindurch bis auf die Gegenwart erhaltene Sage sprechen gleichfalls für die große öffentliche Bedeutung, welche dieses Hünengrab bei unseren heidnischen Vorfahren hatte. . . . Die große Menge ungebrannter Menschenknochen, welche unter dem Karlssteine und in den nahe gelegenen Hünengravern enthalten sind, machen es wahrscheinlich, daß in allen Zeiträumen des Heidenthums bei diesem Heiligthume zahlreiche Menschenopfer dargebracht worden“ zc.

In dem vorangeführten Werke: Geschichte des Heidenthums im nördlichen Europa von Mone kommt Th. II S. 47 folgende Stelle vor: „Bei der Sächsischen Völkerschaft sind manche Denkmäler des Heidenthums übrig geblieben, weil sie sehr spät befehrt worden. Sie bestehen in Gräbern und Altären; jene sind große aufgeworfene Erdhügel, die innerhalb gewöhnlich mit Feldsteinen zusammengefügt sind und nur wenige Köpfe mit Knochen und Amuleten und hier und da Waffen enthalten. Sie sind also aus früherer Zeit, wo noch Leichen-

brand üblich war, widersprechen aber zum Theil dem Tacitus, der ihr Dasein gerabzu leugnet (Germ. 24). Sie kommen fast überall in Deutschland vor, jedoch häufiger im nördlichen als im südlichen, und deshalb finde ich keinen Grund, sie einem früheren Volke zuzuschreiben, weil sie sich aus deutschem Glauben rechtfertigen lassen. Grab heißt bei den Angelsachsen Burg, dies weist also wohl von selbst auf ausgemauerte Grabhügel zurück, welche nach dem Glaubenssage vom Fortleben die Burgen der Todten sein sollten<sup>1)</sup>. Die Altäre bestehen nach gewöhnlicher Meinung aus mehreren großen Felsstücken, über denen noch ein großer Stein liegt, dem sie zur Grundlage dienen. Jedem erregen sie beim ersten Anblick Erstaunen bei dem Gedanken an die ungeheure Kraft, die zum Aufhürmen solcher Felsen notwendig war, besonders da sie meistens an steinarmen Orten stehen, also weit herbeigeschafft werden mußten, und wir eben nicht geneigt sind, unsern Vorfahren große mechanische Kenntnisse zuzuschreiben, und hier gleichsam durch die That überwiesen werden. Diese Denkmäler heißt man in Norddeutschland Hünenbetten oder Hünengräber, in Süddeutschland Niesensteine in derselben Bedeutung. Dieser alte Name macht mich gegen die gewöhnliche Meinung etwas mißtrauisch<sup>2)</sup> u. Mone zieht es dann in Zweifel, ob die sogen. Hünenbetten zu Altären gebient haben, er hält jedes für die Ruhestätte eines ausgezeichneten Mannes<sup>2)</sup> und setzt voraus, zu einem altdeutschen Altare werde erfordert, daß er die Gestalt eines Tisches habe, daß ein Loch, oder eine Vertiefung zum Begraben oder Versenken der Opferreste in der Nähe sein müsse. An einer anderen Stelle S. 84, wo Hünenbetten, ähnlich denen bei Beckum, beschrieben werden, bemerkt derselbe: „Daß diese Denkmäler Opferstätten gewesen, darf man ohne Zweifel annehmen.“

1) M. f. in demselben Werke II S. 91: „Das Grab war also die Kirche des Todten, darum hieß es auch bei den Angelsachsen und Franken Burg oder Leichenburg.“ Aehnliches S. 147.

2) Des Namens wegen? — In Westphalen werden die Werke aus ganz alter Zeit, wovon man nicht weiß, wann sie entstanden, wozu sie gebient haben, den Hünen (Niesen) zugeschrieben. M. f. die Note S. 165 oben. — Schwerlich kommen in irgend einem Theile des nördlichen Deutschlands so viele Steindenkmäler vor, wie in den Gegenden an beiden Seiten der mittleren und unteren Ems. Zu vergl. S. 163 ff. und 177 ff. oben. Es giebt derselben dort so viele und noch wohl mehr wie jetzt Kirchen und Kapellen. Wenn die Denkmäler zu Ruhestätten ausgezeichneter Männer gebient hätten, mußten jene Gegenden gegen andere außerordentlich reich an solchen Männern gewesen sein.

Ferner: „Es ist schon merkwürdig genug, daß diese altdeutschen Opferstätten in derselben Richtung nach Osten gebaut waren, wie die nachherigen christlichen Kirchen“ u. s. w.; und Seite 90: „Bei den Dethmarschen Altären sind meistens auch Gräber, ihr Unterschied ist nach älteren Schriftstellern die Richtung der Altäre gegen Osten, der Gräber gegen Norden“<sup>1)</sup>.

Klemm spricht sich dahin aus<sup>2)</sup>: „Die sogenannten Hünenbetten sind, wie schon ihr Name andeutet, Ruhestätten der Todten, denn Hüne heißt ein Todter, und in Ostfriesland nennt man noch jetzt das Todtenhemde Hünenkleid, in Westphalen Hennekleid<sup>3)</sup>, in Sachsen die Leichen-

1) So auch S. 98. „Die Wälder (der Götter bei den Angelsachsen) waren von Erde, von Holz und Stein, ... die steinernen Wälder waren wohl nur Altäre und Hünenbetten.“

2) Handbuch der Germanischen Alterthumskunde S. 102 f.

3) In einigen Theilen von Westphalen nennt man auf dem Lande das Todtenkleid wirklich noch „Hennekleid.“ Keinesweges aber, weil ein Todter „Hüne“ heißt. Eingegangene Erkundigungen ergeben, daß diese Benennung an keinem Orte, auch nicht in Friesland gebräuchlich ist, oder je gebräuchlich war. Das Todtenkleid heißt in einigen Gegenden Hennekleid, in anderen Henkleid, in anderen, wo man die Worte mehr zieht, Hiennkleid. Nach einer Ansicht ist die Benennung entstanden, weil das Todtenkleid aus einem Hemd besteht. Im Niederdeutschen heißt das Hemd „Hemmet“ oder „Hiemmet.“ Hemmet oder Hiemmetkleid hört man fast wie Hennekleid oder Hiennkleid aussprechen. Nach einer anderen Ansicht rührt die Benennung von „hen“, „henne“ oder „hienne“ (die verschiedenen Ausdrücke für „hin“) her. Wenn Einer gestorben ist, sagen diejenigen, welche sich der Niederdeutschen Sprache bedienen, fast allgemein nicht „er ist todt“, sondern „hei is hen“ (oder henne, hiene). Das Todtenkleid ist bestimmt für Einen der „henne“ (hin, heimgegangen), dasselbe heißt, weil der Verstorbene es in's Grab, hinüber, mitnimmt, Hinkleid. In Ostfriesland wird dieses Kleid auch nicht „Hünenkleid“, sondern „Hennekleid“ genannt. — Die Ableitung von henne ist offenbar die richtigere. Daß „Henne“ nicht „Todter“ heißt, sondern figurlich „gestorben“, — „von der Erde geschieden“, wird einleuchten, geht auch daraus hervor, daß man sagt, statt „er wird sterben“ — „hei geht henne“, — auch wohl statt „henne“ — „der benne“ (von dannen), z. B. „hei is der benne“ (er ist von dannen, d. h. er ist todt). Bekanntlich beziehen sich mehrere hochdeutsche mit „hin“ zusammengesetzte Wörter auf Sterben, Tod: Hinfahrt (m. f. Ubelung's kleines Wörterbuch), Hingang, Hinsterven, Hinschlachten, Hinnorden, Hinscheiden, Hinrichtung (Niederdeutsch Henrichtung). Hierbei möchte aufmerksam zu machen sein auf Graff's Althochdeutscher Sprachschatz: „hina Far“, „exitus, obitus; ferner auf Grimm's Deutsche Mythol., Aufsl. I S. 489: „Der Tod nimmt die Seele und führt sie weg, hina fuartanan Töd. O. 1. 21, 1. — wana Töt, du nim mich hin. Ecke 145. do quam der Töt u. nam ihm hin,“ etc., — und auf Bouterweck's Angelsächsischer Glossar S. 169: „hiesiö, hinnsiö (abitus, decessus, mors)“ etc. — Der Nieder-

frau Heunbürgerin. Andere suchen diesen Namen durch Hunne und Niese oder Held zu erklären<sup>1)</sup>. Mone nennt das Hünenbett die Ruhesstätte eines ausgezeichneten Mannes, der durch seine Verdienste riesenhaft die gemeinen Menschen überragt, und dies scheint auch die Bestimmung der Hünenbetten gewesen zu sein.<sup>2)</sup>

Dann S. 321 und 325: „An allen diesen (dem Gottesdienst geweihten) Orten finden wir Altäre, auf denen die Opfer verrichtet

deutschen Sprache sind Abkürzungen wie in Henneleid statt „Hingangeleid“ oder dergl. eigenthümlich. Man sagt z. B. statt Umschlagetuch: „Uembauk.“

Heimbürge bezeichnet nach Adelung's kleinem Wörterbuch einen Kämmerer, den Synodus eines Dorfes zc. Nach Haltaus' Glossarium Germanicum S. 816 Heimbürge auch Heimberger, von heim, domicellum, und Bürge, custos zc. Heimbürgin oder Heunbürgerin bezeichnet wohl eine mit Besorgung der Beerdtigungsangelegenheiten beauftragte Person.

1) Klemm bezieht sich dabei auf die Schrift: Der Pfarrer von Eisey (Möller) S. 156 f. Möller sagt: „Dieses Wort (Hüne) kommt nach Adelung's großem Wörterbuch in dreierlei Bedeutung vor. Es bedeutet ihm zufolge 1) einen Fremden, besonders Wenden, 2) einen Niesen, 3) einen Todten. In der Grafschaft Mark kennt man nur die zweite Bedeutung. Man sagt: „so groß wie ein Hüne, d. i. Niese, du großer Hüne“ zc. — (Niederdeutschland, vorzüglich Westphalen, gebraucht Hüne gleichbedeutend mit Niese“ (Grimm Deutsche Mythologie, Aufl. I S. 209). Diese Erklärungen (von Möller und Grimm) sind richtig, sofern sie auf Personen angewendet werden. Die mit Hüne zusammengesetzten Hauptwörter, als Hünengrab, Hünenknapp, Hünenborg, Hünenstein zc. haben aber auch eine andere Bedeutung. — Wie schon in der vorhergehenden Note 2 S. 192 bemerkt worden, wird alles Uralte, Großartige und dem Ursprung und Zweck nach Räthselhafte den Hünen zugeschrieben oder vielmehr mit Hünen zusammengesetzt. — Das geht so weit, daß auch kleinere Gegenstände mit Hüne in Verbindung gebracht werden. In den Gegenden an der Ems, wo sich viele Urnen finden, nennen die Leute solche „Huneken“ oder „Honekenpötte.“ Die Volkssage geht, die Honeken seien sehr klein gewesen, so daß sie in den Töpfen gewohnt hätten, dabei aber auch sehr stark und mächtig, doch, so lange man ihnen nichts zu Leide that, recht gutmüthig. — Genug, daß „Hüne“ in diesem Sinne nichts anderes als aus „unbekannter Zeit herrührend“ bezeichnet. —

Im Herzogthume Westphalen finden sich östlich von Meschede mehrere Felsenhöhlen. Der Sage nach haben darin menschliche Wesen gewohnt, die sich nie sehen ließen, immer in ihren Felsenhöhlen lagen, gute Haushaltung führten und Hünen genannt wurden. Alte Leute im Dorfe Belmede erzählten, sie hätten von ihren Voretern oft gehört, diese Hünen seien sehr gutmüthig gewesen, denn sie haben von ihnen, als noch kein Braukessel im Dorfe war, einen solchen geliehen bekommen. Nach der Aussage eines alten Mannes hieß man die Bewohner der Höhlen für heidnische Menschen, die von den alten Deutschen abstammten und deren Vorfahren sich zur Zeit der Verbreitung des Christenthums in diese Schlußwinkel geflüchtet haben. Hier werden also Höhlenbewohner Hünen genannt. (Westphalia von Dr. Troß, 1823 Nr. 37.)

wurden... Die Altäre waren meist von Stein, theils Felsenblöcke, welche die Natur schon bearbeitet und mit einer Oberfläche versehen hatte, theils mehrere Blöcke, über welche eine Platte von Stein gelegt war<sup>1)</sup>. In mehreren dieser Altäre fand man eine absichtlich eingearbeitete Rinne zum Ablaufen des Opferblutes... Fehlt uns auch über die innere Beschaffenheit der Germanischen (heiligen) Haine eine so malerische Beschreibung, wie sie uns Lucanus<sup>2)</sup> von den Wältschen giebt, so erhellt doch aus Tacitus, daß sie mit Altären geschmückt, der Sitz der Gottheit und der Priester waren“ u. s. w. Lucanus schildert freilich einen heiligen Hain in Gallien. Die Gallier und Deutschen hatten aber im Kultus vieles gemein; die Haine namentlich werden bei dem einen wie bei dem anderen Volke beschaffen gewesen sein; Abweichungen fanden vielleicht darin statt, daß die Gallier Götzenbilder hatten, die Deutschen nicht. Wir lassen daher die von Klemm angezogene Stelle in einer Uebersetzung folgen:

„Dort ist ein Hain, der, nimmer verlegt im Laufe der Zeiten, Durch sein verschränktes Gezweig die Luft verbunkelt und ringshin Kühnende Schatten ergießt, da nie die Sonne hindurch bringt. Nicht weilt dort der ländliche Pan, nicht der Wälder Sylvan dort, Nymphen auch nicht; es raget empor aus graufiger Walbnacht Aufgebaut barbarischer Götter geheiligter Altar. Jeglicher Baum trieft da vom Blute geopferter Menschen. Ja, wenn Glauben verbient, was die staunende Vorwelt berichtet, Vögel selbst scheuen es, hier auf der Bäume Zweigen zu sitzen, Kein Wild sucht hier Schutz, kein Sturm durchsauft den Wald hier, Noch durchschlängelt ihn je aus dunkeln Gewölke der Blitzstrahl; Nicht ein Lüftchen bewegt das Laubwerk, geisterhaft Schweigen Herrscht in der Bäume Gezweig. Aus schwarzen Gründen empor quillt

Reichen Gewässers ein Born, und kunstlose Silber der Götter Wlücken gespenstig daren aus roh behauenem Baumstamm. —

1) Außer diesen und ähnlichen Aeußerungen scheint hervorzugehen, daß man bisher geneigt war, die kleineren der alten Steinwerke mit nur einer Gruppe (einem Deckstein auf Unterlagen) als Altäre anzusehen, nicht die größeren, die aus mehreren (etwa 4 bis 18) solcher Gruppen bestehen. Die kleineren Werke sollen zu religiösen Zwecken gedient haben, — die größeren zu Begräbnisstätten! — Wir möchten die kleineren Werke mit unseren jetzigen Kapellen, die größeren mit unseren Kirchen vergleichen.

2) Pharsal III 399.

Nähe wagt sich das Volk nicht heran zu frommer Verehrung, Sondern vermeidet den Ort, mag hoch die Sonn' an dem Himmel Stehn, mag dunkle Nacht ihn umziehen; ja selber dem Priester Banget zu nah'n, als fürcht' er, dem Herrn des Hains zu begegnen.“

(Weiter wird erzählt, wie Cäsar dem Heere befiehlt, den Hain nieder zu hauen. Aber dieses — bekanntlich zum großen Theil aus Germanen bestehend — weigert sich, in heiliger Eichen vor den Göttern, Hand anzulegen. Da ergreift Cäsar die Art und erklärt, eine riesige Eiche anhauend, daß der Götter Strafe nicht sie, sondern ihn treffen werde; so vollzieht man denn endlich seinen Befehl.)

Hierzu noch einige Auszüge aus Grimm's Deutscher Mythologie, Auflage II:

S. 59: „Tempel ist also zugleich Walb. Was wir uns als gebautes, gemauertes Haus denken, löst sich auf, je früher zurückgegangen wird, in den Begriff einer von Menschenhänden unberührten, durch selbstgewachsene Bäume gehegten und eingefriedigten Stätte. Da wohnt die Gottheit und birgt ihr Bild in rauschenden Blättern der Zweige; da ist der Raum, wo ihr der Jäger das gefällte Wild, der Hirt die Kasse, Rinder und Widder seiner Herde darzubringen hat.“

S. 62: „Götter wohnen in diesen Hainen, namentlich genannte Bilder (simulacra, nach Menschengestalt) sind nicht aufgestellt, kein Tempel wurde aufgeführt, aber heiliges Geräthe, Altäre stehen in dem Walde, Thierhäupter hängen an Baumästen. Da wird Gottesdienst gehalten, Opfer gebracht, da ist Volksversammlung und Gericht, überall heilige Ehrfurcht und Erinnerung des Alterthums.“

S. 64: „Ich bin geneigt, die fast überall in Deutschland erscheinende örtliche Benennung heiliger Wälder auf das Heidenthum zurückzuführen; nach christlichen Kirchen, die im Walde angelegt waren, würde man schwerlich den Wald heilig genannt haben, und gewöhnlich findet sich in solchen Wäldern gar keine Kirche.“

S. 611: „Hin und wieder standen einzelne Steine und Felsen oder mehrere neben einander, zuweilen kreisförmig geordnet, in Verehrung. (Anhang „vota ad lapides“ besonders aber „lapides in ruinosis et silvestribus locis venerari,“ angeff. stänveordnung, bringan tō stāne. Thorpe p. 380, 396). Dieser Steindienst zeichnet eigenthümlich den celtischen Glauben aus, weniger den deutschen, doch begegnet auch bei uns das abergläubische Schlüpfen durch hohle

Steine, wie durch hohle Bäume... In Deutschland waren heilige Steine entweder Maßsteine der Gerichte, oder Opfersteine; Eide wurden abgelegt „at ursvolum unnar steini,“ „at enom hvita helga steini.“ Saem. 165a, 237b.

Auch verdient noch angeführt zu werden, was Clostermeyer in dem Werkchen: Der Eggesteierstein im Fürstenthum Lippe, über die Altäre der alten Deutschen sagt 1):

S. 48: „Nicht zwischen kahlen Berggengen, an rauhen Felsenwänden, sondern am liebsten unter dem Schatten uralter, ihre Nester weit ausbreitender Eichen, in dazu wohlgelegenen Sundern 2) brachten die Deutschen die Opfer, welche sie ihren Göttern widmeten, dar.“

S. 49: „Und in Ansehung der Opferaltäre, so wie der Grabdenkmäler der Germanen, besonders im Deutschen Norden, kommen alle mir bekannte ältere und neuere Schriftsteller, welche über die Alterthümer derselben geschrieben und Abbildungen davon geliefert haben, darin mit einander überein, daß ihre Altäre aus einer natürlichen, also unbehauenen Steinplatte bestanden, welche auf 3, 4 oder mehreren darunter gewälzten Feldsteinen ruheten, um welche sich zuweilen in einiger Entfernung noch mehrere einzelne Felsenstücke in einem Kreise herumzogen.“

Wir richten hier unsere Aufmerksamkeit besonders auf die im Eingange dieser Abhandlung beschriebenen Denkmäler, Hümngräber oder Hümnbetten, in Frankreich Dolmen, in England Cromlech zc. genannt. Aus den Beschreibungen derselben und den darüber vorliegenden sonstigen Nachrichten ist Nachstehendes zu folgern:

1) Die Hümngräber oder Hümnbetten in Westphalen und angrenzenden Provinzen sind ganz so beschaffen, wie die Dolmen und Cromlechs in Frankreich und England. Sie bestehen dort wie hier aus Gruppen von 2—3 länglichen aufrecht gestellten Granitblöcken,

1) In dieser Schrift wird insbesondere auch ausgeführt, daß die Eggesteiersteine, über 100 Fuß hohe Felsen, nicht, wie einige wollen, als Altäre, und zwar als diejenigen, worauf nach Varus' Niederlage die Römischen Tribunen zc. geopfert worden, angesehen werden können.

2) Clostermeyer bemerkt hierzu: „Sondern pflegten die alten Sachsen einzelne von größeren Wäldungen abgelegene oder abgesonderte kleinere Gehölze zu nennen. J. G. Eccard de origine Germanorum § XXIX p. 50. In ducatu Luneburgico Minores sylvae plures Sunder appellatur, h. e. separatae ab aliis.“

mit einem größeren platten Granitblock überdeckt. Dergleichen Gruppen finden sich einzeln; gewöhnlich sind aber mehrere in der Richtung von Westen nach Osten neben einander gestellt.

Daß die Werke dieser Art in Frankreich und England in vorchristlicher Zeit heilige Stätten, Tempel, Altäre waren, gilt als ausgemacht.

Weil die Werke so eigenthümlicher Art in den genannten Ländern und im nordwestlichen Deutschland dieselbe Einrichtung haben, kann nicht füglich bezweifelt werden, daß sie überall dieselbe Bestimmung hatten, also auch in Deutschland zu religiösen Zwecken dienten.

2) Für die Vermuthung, daß sie wirklich diesen Zweck erfüllten, spricht auch der Umstand, daß sie sämmtlich in der Richtung von Westen nach Osten angelegt sind und eine entsprechende Höhe haben. Die Oberfläche der Decksteine ragt nämlich fast überall 3 bis 3½ Fuß über den Boden; nur liegt bei einigen der östliche Deckstein um einige Fuß höher.

3) Die Werke konnten nur mit einem außerordentlichen Aufwand von Kräften zu Stande gebracht werden. Zu allen Zeiten zeigten die Völker Bereitwilligkeit, zum Bau von Tempeln, Altären und dergl. mitzuwirken. Die Deutschen Völker im jetzigen Westphalen und in den angrenzenden Provinzen, keiner Herrschaft als etwa der der Priester unterworfen, mochten bereit sein, sich Anstrengungen zu unterziehen, wenn es galt, den Göttern Heiligthümer zu errichten, anzunehmen ist aber nicht, daß sie sich dazu verstanden haben würden, wenn Begräbnisstätten für angesehenere Personen aus ihrer Mitte erbaut werden sollten.

Stammvätern, Stammhelden, denen man göttliche Ehren erwies, konnten Denkmäler errichtet werden; dann galten sie sicher aber nicht als bloße Ruhestätten, sondern recht eigentlich auch als Heiligthümer.

4) Wie die aufgenommenen Stellen aus verschiedenen Schriften ergeben, wird es in Zweifel gezogen, ob die sogen. Hünenbetten als Altäre angesehen werden können, weil die Oberfläche der Decksteine gewöhnlich nicht ganz eben ist, sie also nicht die Gestalt eines Tischblattes haben. Wer die Steinendenkmäler näher besichtigt, überzeugt sich leicht, daß einer oder der andere der Decksteine eine ziemlich ebene Fläche hat, oder daß ein flacher Stein daneben liegt. So fanden sich in der Mitte vor jedem der beiden zuletzt erhaltenen Denkmäler bei Beckum flache Steine. Einer derselben ist noch vorhanden. Derselbe hat mit einem Tischblatt Aehnlichkeit; man bemerkt an den Seiten

kleine Granitblöcke, welche zu Unterlagen, Stützen, dienten. Zwischen diesem Steine und dem Denkmale sieht man außerdem zwei platte Steine, auf die Kante gestellt, die zwischen sich einen Raum von 1 bis 1½ Fuß haben, der mit Holzkohlen angefüllt war; diese Steine bilden also einen Feuerherd. Einer der Decksteine des zweiten, jetzt zerstörten Werkes bei Beckum, der fast gerade in der Mitte lag, hatte eine ebene Fläche und eine Höhlung, worin ein Kopf gelegt werden konnte. Die Denkmäler in der Niedergraffschaft Ringen (im Sumborn und in der Kunktenvenne) haben mehrere oben flache Steine. Bemerkenswerth ist, daß die am östlichen Ende um einige Fuß höher liegen wie die übrigen Decksteine. Mone sagt Th. II S. 57: „... wichtig ist die Nachricht (bei Witlichind), daß sie (die Altachsen) dem Gottesdienst am östlichen Thore verrichtet“ 1). Dieses möchte auch auf die genannten beiden Denkmäler anwendbar sein. — Eine Ursache muß es doch haben, daß die Steine am östlichen Ende, — die auch die größten sind, — über die in der Mitte und an der Westseite bedeutend hervorragten. — Uebrigens werden die Alten die Granitblöcke so verwendet haben, wie sie solche antrafen; an eine Bearbeitung derselben dachten sie wohl kaum. Fanden sie keine nach einer Seite flache Steine, so mußten sie andere nehmen. Es fragt sich auch, ob zu jeder Art von Opfern durchaus flache, tischähnliche Steine erforderlich waren. Um darauf Opfer zu legen, die in Früchten bestanden, sind die Decksteine aller Hünenbetten flach genug.

Als ein sicheres Zeichen, daß ein Deckstein zum Opferaltar gedient habe, wird angenommen, wenn er mit einer Rinne zum Abfließen des Opferblutes versehen ist 2). Eine solche findet sich aber nicht in

1) Ferner S. 85: „Es ist schon merkwürdig genug, daß diese altdeutschen Opferstätten in derselben Richtung nach Osten gebaut waren, wie die nachherigen christlichen Kirchen, daß die zwei spitzen Gesteine auf der Westseite (wir sahen nur einen) im Christenthume Thürme wurden und daß der Heidentempel auf demselben Platze stand, wohin der christliche (nämlich in den Kreuzchor der Gothischen Kirchen) gestellt wurde.“

2) Wenige Werke geben Auskunft darüber, welcher Art die Steine angehören, in welchen sich eine Blutrinne findet. Sandsteine lassen sich leicht bearbeiten. Der Opferaltar, den Doroow beschreibt (Opferstätten und Grabhügel der Germanen und Römer Heft I S. 10) war eine gemeine Waage, der leicht eine beliebige Form gegeben werden kann. Der zu den sogen. Hünenbetten verwendete Granit ist bekanntlich schwer zu bearbeiten.

Ob nicht gar die Steine zu den Altären unbearbeitet bleiben mußten? Zu vergl. 2. Buch Moses 20, 25: „Und so du mir einen steinernen Altar willst machen, sollst

allen Steinen, die unbedenklich als Altäre gelten. Es beweist also nichts, wenn an den Decksteinen der sogenannten Hünenbetten dergleichen Ninnen fehlen. Man mochte sie nicht für erforderlich halten, wenn es Gebrauch war, die Opfer nicht auf, sondern vor dem Altar zu schlachten, oder auf andere Weise zu tödten.

5) Zu denjenigen, welche die Hünenbetten nicht als Altäre angesehen wissen wollen, gehört insbesondere Rünning (S. 186 oben). Wenn sie, meint er, als Altäre benutzt worden, würde Karl der Große sie sämmtlich haben zerstören lassen. Dieser Grund ist nicht überzeugend. Karl der Große beschränkte sich darauf, die heidnischen religiösen Gebräuche zu verbieten. Einzelne Altäre, die er gerade traf, mochte er auch, so gut es ging, niederreißen lassen; alle zerstören konnte er schon um deswillen nicht, weil sie ihm nicht sämmtlich bekannt wurden und die Deutschen sich gewiß hüteten, ihn auf diejenigen aufmerksam zu machen, die er selbst nicht bemerkte. Welche Anstrengungen würde auch die Zerstörung der vielen Werke erfordern haben! War sie überhaupt möglich in einer Zeit, wo man noch kein Mittel kannte, die Steine zu sprengen? Karl des Großen Heere hätten viele Monate, vielleicht Jahre hindurch mit dem Zerstörungswerke zu schaffen gehabt; sie hatten sonst vollauf zu thun, konnten nicht zu solchen Nebenarbeiten verwendet werden. Ein Befehl an die Deutschen, die Heiligthümer ihrer Väter zu zerstören, würde wenig gefruchtet haben. So mußte sie Karl der Große, mochte er auch nicht wollen, der Mehrzahl nach bestehen lassen. Unter seinen Nachfolgern begnügte man sich damit, dem Volke andere Begriffe beizubringen; aus den Altären der Gottheiten wurden Altäre des Teufels, der bösen Geister; — man verabscheute sie bald, wie man sie früher verehrte, — der Zerstörung bedurfte es nun nicht mehr.

6) Es wird ferner darauf hingewiesen, daß vorliegenden Nachrichten zufolge einst nordischen Königen und Helden Denkmäler von Stein errichtet worden, und angenommen, daß dies auch im nordwest-

du ihn nicht von gehauenen Steinen bauen; denn wo du mit deinem Messer darüber fährst, so wirst du ihn entweihen.“ Mos. 5. 27, 5: „Und sollst dem Herrn, deinem Gott, einen steinernen Altar bauen, darüber kein Eisen fährt.“ So auch Josua 8, 31, Richter 6, 25, auch 13, 19. — Um die israelitischen von heidnischen Altären zu unterscheiden, wurde das Anlegen von Säulen bei den Altären verboten. Moses 5. 16, 21, auch 17, 4, — ein Beweis, daß ursprünglich im Aeußerlichen zwischen dem Gottesdienst der alten heidnischen Völker und der Israeliten vieles übereinstimmte.

lichen Deutschland geschehen sein werde, wahrscheinlich also die Hünenbetten Denkmäler solcher ausgezeichneten Männer seien. Aber die Denkmäler der Helden in Schweden und Dänemark, die sogenannten Bauta-Steine, sind von ganz anderer Beschaffenheit wie die Hünenbetten (S. 170 oben); sie bestehen aus einzelnen (allein stehenden) länglichen, lothrecht aufgestellten Steinen. Wie schon bemerkt, ist auch durchaus nicht anzunehmen, daß Völker, welche in so großer Freiheit lebten wie die im nordwestlichen Deutschland, die entweder keine, oder nur Könige mit sehr beschränkter Gewalt hatten, diesen ihren Königen, oder anderen ausgezeichneten Männern Denkmäler, wie die Hünenbetten, die nur mit einem außerordentlichen Aufwand von Kräften zu Stande gebracht werden konnten, errichtet haben sollten. Die Sage von König Sorbolb's Grabe betr. sehe man, was Bödicker darüber anführt, S. 190 oben.

7) Man will die Hünenbetten auch um deswillen nicht als Altäre gelten lassen, weil unter den Decksteinen mitunter Urnen mit Asche und Kohlen, also Ueberreste von verbrannten Leichen gefunden sein sollen. Bei den in neuerer Zeit vorgenommenen Untersuchungen sind wohl ganz kleine irdene Gefäße und Scherben von solchen, die größtentheils hübsche Verzierungen haben, aber durchaus keine Aschenkrüge, Urnen<sup>1)</sup> angetroffen worden. Abgesehen davon, läßt sich die Möglichkeit wohl denken, daß in einzelnen Fällen Urnen mit der Asche angesehener Personen, namentlich der Priester, unter den Altären beigelegt sein können. So war es ja später Jahrhunderte hindurch Brauch, Leichen in Kirchen zu beerdigen. In dem Schriftchen: *Inscriptionis Hersolensis Ubio-Romanæ Explanatio* des Jesuiten Joseph Harzheim<sup>2)</sup> finden wir die Stelle: „Wenn unsere Vorfahren den

1) Gewöhnlich finden sich aber Grabhügel mit Urnen in der Nähe der Steindenkmäler. Die Gefäße, welche früher unter den Decksteinen angetroffen worden, mögen nur als Urnen angesehen, aber sämmtlich oder größtentheils auch nur Opfergefäße gewesen sein. Rünning hat unter den Decksteinen der Steindenkmäler bei Emsbüren auch nur Bruchstücke von verzierten Gefäßen gefunden. (Abf. II, I 4.)

2) Uebersetzt von J. W. Breuer, Köln 1820. Bödicker sagt hierüber in der mehrfach angeführten Abhandlung S. 191: „Die Menge Scherben, welche sich oft zwischen den Kieseln der Grundlage finden, erklärt sich daraus, daß man die zerbrochenen oder sonst nicht mehr brauchbaren Opfergefäße, wofür ich die ausgegrabenen Scherben und ganz erhaltenen thönernen Geschirre halte (Schedius de diis germanorum), nicht besser vor ungeweihten Händen schützen zu können glaubte, als daß man sie an geweihter Stätte mit einmauerte.“

Höllengöttern opferten, warfen sie auch die Gefäße in das Feuer“ zc. Woher Harzheim diese Nachricht hat, bemerkt er nicht; ihre Richtigkeit angenommen, läßt sich das Vorkommen der Scherben unter den Decksteinen, — oft in ziemlicher Menge, — sehr wohl erklären. Die Scherben, welche unter dem vorhin beschriebenen Denkmal, die Runkenbenne, ausgegraben sind, haben mit den Scherben von Urnen, die in der Nähe gefunden werden, keine Ähnlichkeit.

8) Die den Hünenbetten so vollkommen ähnlichen Denkmäler in Frankreich und England sind Werke Celtischer Völker. Es ist deshalb die Frage aufgeworfen worden, ob unsere Hünenbetten nicht auch von Kelten, die vor den Deutschen unser Vaterland bewohnt, herrühren können. Bekanntlich wird allgemein angenommen, daß das nordwestliche Deutschland nie im Besitz von Völkern Celtischen Stammes gewesen. Uebrigens hatten die Deutschen und Kelten in der Religion vieles gemein (Mone II S. 404); weshalb sollten sie nicht auch die Altäre in gleicher Art erbaut haben<sup>1)</sup>? Die Hünenbetten, Cromlechs zc. bestehen aus erraticen Granitblöcken, sie werden da angetroffen, wo diese Blöcke vorkommen. Die Benützung derselben zu den genannten Werken mochte ein Volk von dem anderen lernen. Die Scherben von irdenen Gefäßen, welche die Decksteine bergen, sind feiner und mehr verziert, überhaupt besser bearbeitet wie die der Urnen; es ist schon deshalb kein Grund vorhanden, sie gerade den ältesten Zeiten zuzuschreiben, denen sie doch angehören müßten, wenn sie von Kelten herrühren sollten<sup>2)</sup>. M. s. hierbei in dem angeführten Werke von Klys-

1) Mone sagt darüber Th. II S. 90: „So muß ich auf den etwaigen Klügelsteinwurf, daß die bis jetzt angeführten Ueberbleibsel des Heidenthums (Hünenbetten zc.) vordergermanisch sein könnten, mit dem doppelten Grunde zurückweisen, daß ich den Beweis für die Vordeutscheit jener Denkmäler zurst sehen müsse, wenn ich nicht das beliebte Wort Vordergermanisch für leeren Schall ohne Sinn halten soll, und daß ich in den Gebräuchen, im Leben und der Kunst des Volkes noch so viele Spuren finde, die auf jene Denkmäler zurückzuführen, daß mir ihr Deutscher Ursprung unzweifelhaft ist.“

2) Die neuesten, sehr gründlichen Untersuchungen in dem Werke: Das ethnographische Verhältniß der Kelten und Germanen nach den Ansichten der Alten und den sprachlichen Ueberresten dargelegt von Dr. S. B. Chr. Brandes (Leipzig 1857) ergeben, daß die Kelten oder Kelten um die Zeit Cäsar's Theile von Mitteldeutschland, — nicht von Norddeutschland, — inne hatten. Vor Cäsar waren die Kelten und Germanen zu wenig bekannt, als daß die damaligen Schriftsteller beide Völker hätten unterscheiden können. — Tacitus sagt Germania 28: „Zwischen dem Hercynischen Walde, dem Rhein- und Mainflusse wohnten (einst) Helvetier, weiterhin (in Böhmen)

ler S. 230—234: „Veteres Frisios, Saxones, Danos, Suecos molium septentrionalium fuisse conditores.“

9) Man begnügte sich lange mit der Annahme, die Hünenbetten sind Gräber, Mausoleen für Fürsten und andere ausgezeichnete Männer. Tacitus sagt aber wörtlich Germania 27: „Bei den Bestattungen (in Germanien) waltet keine Prunksucht. Das allein beachten sie (die Deutschen), daß die Leichen berühmter Männer mit bestimmten Holzarten verbrannt werden. Den Scheiterhaufen bedecken sie weder mit kostbaren Gewändern noch mit Wohlgerüchen. Allen folgen ihre Waffen, Einigen auch ihr Kopf in das Feuer. Den Grabhügel zu errichten dient Rasen. Der Denkmäler hohe und mühsame Ehre verschmähen sie als brüderlich für die Geschiedenen.“ Wir haben also das bestimmteste Zeugniß, daß die Deutschen den Hingeshiedenen keine Denkmäler setzten. Behaupten, es könne dennoch und zwar auf eine so sehr in die Augen fallende Weise geschehen sein, heißt geradezu Tacitus als unglaubwürdig oder unzuverlässig hinstellen. Ist diese seine Mittheilung unrichtig, — was soll man dann auf die übrigen geben? — Wir müssen uns an die vorliegenden Nachrichten halten. Darnach kannten die Deutschen nur Grabhügel von Rasen; — sie erbauten nicht auch mit vieler Mühe Steinwerke, um darin Leichen oder die Asche derselben zu bergen.

Zu diesen Gründen kommt noch, daß, wie schon angeführt, ganz unzweifelhaften Nachrichten zufolge, die Altäre der alten Deutschen von Steinen, Felsenblöcken, errichtet waren. Die Gestalt, Lage, die darauf verwendete ungeheure Mühe, das Eigenthümliche ihres Baues, — Alles spricht dafür, daß die sogen. Hünenbetten<sup>1)</sup> solche Altäre waren.

die Bojer, beides Gallische (Celtische) Völkerschaften.“ Diese Nachricht ist doch ziemlich bestimmt; sie läßt nicht annehmen, daß Celtische Völker im nördlichen Deutschland gewohnt haben. Nach Mone Band I S. 16 saßen Kelten in Deutschland am Oberrhein, in der ganzen Schweiz und auf dem rechten Ufer der Donau. Sie wurden von Deutschen Völkern verdrängt. Aus Grimm's Geschichte der Deutschen Sprache S. 656 noch Folgendes: „Wenn in Hochdeutschland die großen Ströme Donau, Rhein, Main undeutsche, d. h. schon von Kelten bei der Einwanderung übernommene Namen führen, sind die Sächsischen Flüsse Elbe und Weser Deutsch benannt. Diese Gegenden müssen lange schon ungestört in Deutscher Hand gewesen sein.“ Auch die Namen mancher kleinerer Flüsse im mittleren Deutschland sind celtisch, als Sur, Murg, Wiegoß (Weschnitz), Quaiß u. A. (Mone II S. 163). Unter den Namen der Flüsse im nordwestlichen Deutschland wird sich keiner Celtischen Ursprungs finden.

1) Die in Westphalen nämlich und in angrenzenden Ländern. Zu berücksichtigen sind die Notizen S. 165 und S. 194 oben.

Es wird darüber, nachdem wir nun durch verschiedene Werke davon unterrichtet sind, wie die Grabsteine in Dänemark und Schweden, die Bautausteine, mit den Hünenbetten keine Ähnlichkeit haben, und sich herausgestellt hat, daß die Annahme, in Westphalen werde ein Tobter „Hüne“ genannt, auf einem Mißverständnis beruht, auch wohl kein Zweifel mehr obwalten. Die Steindenkmäler bildeten gleichsam das Allerheiligste in den heiligen Hainen. Noch jetzt imponirt ihr Anblick; welchen Eindruck mochte es auf die Alten machen, die keine anderen großartigeren Bauwerke kannten, wenn sie im Dunkel des Hochwalbes diese kolossalen Werke erblickten<sup>1)</sup>!

In Westphalen und daran grenzenden Ländern finden sich in Ebenen und auf Anhöhen 10 bis 20 Fuß hoch aufgeworfene, unten im Durchmesser 30 bis 60 Fuß haltende Hügel, Hünengräber, Hünenhügel u. s. w. genannt, in großer Zahl. Sie haben oben eine kleine Fläche mit einer Vertiefung in der Mitte. Gräbt man hier etwa einen Fuß tief, so findet man gewöhnlich einige schwere Steine, die eine Art Feuerherd bilden. Diese Hügel und deren nächste Umgebungen sind die Beerdigungskstätten der ehemaligen Bewohner des Landes. Auf dem Herde in der Mitte erfolgte die Verbrennung der Leichen; die Urnen mit der Asche wurden an den Abhängen der Hügel und in deren Nähe beigesetzt. Manche dieser Hügel liegen den Steindenkmälern (Altären) nahe, ähnlich wie die jetzigen Kirchhöfe den Kirchen. — Die Urnen mit Asche, Kohlen, Knochen, welche in oder bei Steindenkmälern gefunden sein sollen, sind wahrscheinlich wo nicht ausschließlich, doch größtentheils den Hügeln und ihren Umgebungen entnommen.

Wir kommen nunmehr auf die Werke (Hünenbetten) besonderer Art im südlichen Theile des Kreises Beckum. Sie lagen hier an Abhängen von Anhöhen, von einzelnen Bäumen umgeben, in einer nicht bewaldeten aber ringsum von dichten Wäldungen<sup>2)</sup> eingeschlossenen entlegenen, einsamen, dünn bevölkerten Gegend, welche bis vor etwa zwanzig Jahren nur höchst selten ein Fremder betrat. Die Werke unterscheiden sich in der

1) Wo sich das Material dazu darbott, — die erraticen Granitblöcke, — hat man die Altäre angelegt. Je mehr solcher Blöcke in einer Gegend vorkamen, je mehr Altäre wurden errichtet. Deshalb in einer Gegend, z. B. der von Emsbüren, so viele. Es mochte mit der Anlegung gehen wie nachher mit dem Bau der Kirchen. Erst baute man eine Kirche für einen gewissen weiteren Umkreis, — nach und nach entstanden mehrere darin.

2) Zu vergl. die Note S. 60 oben.

Bauart von den sonst in Westphalen vorkommenden nur dadurch, daß sie an den Seiten durch eine trockene Mauer (eine Mauer ohne Mörtel) geschlossen sind, und daß die größeren Decksteine nicht an östlichen Ende, sondern in der Mitte liegen. Bis vor etwa 80 Jahren waren drei, vor 20 Jahren zwei vorhanden; jetzt besteht nur noch eines und dieses ist nur zum größeren Theil erhalten. Man wußte nicht, wozu sie einst gebient hatten, was sie enthielten, nannte sie, weil sie aus Granitblöcken zusammengesetzt sind, „die Rieslinge,“ bis einige Blöcke gesprengt und die Knochenreste bemerkt wurden; nun kam der Name „Gräber“ dafür auf. Was sich bei den vorgenommenen Untersuchungen und durch eingezogene Erkundigungen über die in neuerer Zeit noch vorhandenen Denkmäler ergeben, läßt sich dahin zusammenfassen.

Eins derselben lag westlich vom Hofe des Colonen Westerschulte in der zum Kirchspiel Beckum gehörenden Bauerschaft Dalme auf einem Ackerfelde, das nach dem Denkmal den Namen Rieslingsbucht führt. Es war 90' lang, 12' breit; die kleineren Decksteine lagen nach den Seiten, die größeren in der Mitte. In einem dieser, oben mehr flach wie die übrigen, bemerkte man deutlich eine Höhlung. Neben dem Denkmal, ungefähr in der Mitte, fand sich ein platter Granitblock, der ungefähr die Gestalt einer Tischplatte hatte<sup>1)</sup>. Das zweite zum Theil noch erhaltene Denkmal, 80' lang, gegen 12' breit, etwa 6 Minuten mehr östlich, zeigt dieselbe Beschaffenheit; nur fehlt in der Mitte der flache Stein mit einer Höhlung.

Dr. Erhard nahm im Jahre 1835 eine Untersuchung beider Werke vor und berichtete über das Ergebniß derselben in dem Schriftchen: Nachricht von den bei Beckum entdeckten alten Gräbern<sup>2)</sup>. Wir entnehmen daraus Folgendes:

„Südlich von der Stadt Beckum liegt die Dalmer Bauerschaft. Der ganze Boden derselben ist hügelig und zeigt noch bedeutende Spuren seiner ehemaligen waldigen Beschaffenheit. Unter ihren Anhöhen zeichnet sich besonders der sogen. Heerberg durch seine ansehnliche Höhe aus, von welcher sich eine interessante Aussicht eröffnet. Auf diesem Heerberge haben sich schon vor mehreren Jahren beim Brechen der Kalksteine, aus welchen der Berg besteht, die Knochenreste mehrerer menschlicher Leichname gefunden, doch wurde dieser Umstand nicht

1) Daß dieser Stein vorhanden gewesen, war früher nicht bekannt, ist erst in neuerer Zeit ermittelt.

2) Münster 1836. In Kommission der Fr. Wundermann'schen Buchhandlung.

weiter beachtet. Am Fuße des Heerberges zieht sich ein uralter, stellenweise verfallener Graben, der sogenannte Laufgraben<sup>1)</sup>, hin, dessen Lauf man jedoch noch gegen 2 Stunden in der Richtung der Lippe verfolgen kann. Weiter südlich liegt der dicke Busch<sup>2)</sup>, in welchem sich, von fast undurchbringlichem Gehölz umgeben, die Erdwälle einer alten Burg befinden. Alles Spuren einer ehemaligen, jetzt in Dunkel verhüllten, geschichtlichen Bedeutung dieser Gegend.

In dieser Dalmer Bauerschaft, drei Viertel Stunden von der Stadt Beckum entfernt, auf einem zu dem Hofe Westerschulte gehörigen Ackerstücke, befand sich ein ungefähr 100 Fuß langer, mit Gesträuch bewachsener Hügel, gebildet durch eine Reihe großer Steine, welche man in dortiger Gegend Kieselinge, d. h. Kiesel nannte, wovon der Hügel den Namen Kieselingsbüchtl erhielt. Eine ähnliche Reihe, nicht ganz so großer Steine, fand sich in einem nahe dabei, etwas weiter östlich gelegenen Busche, den man in der Volkssprache Hermskamp oder Hermskamp nennt, welcher Name wahrscheinlich soviel als Heerbergskamp bedeutet und von dem benachbarten Heerberge entlehnt ist“ u. s. w.

Weiter heißt es:

„Das Grab auf dem Kieseling war der erste Gegenstand unserer Untersuchung. In ziemlich gerader Richtung erstreckte sich dasselbe von Osten nach Westen; doch fanden wir, in Folge der bereits erwähnten begonnenen Zerstörung, den westlichen Theil desselben nicht nur seiner Steindecke beraubt, sondern auch im Innern völlig zerrüttet. So viel bei dieser Beschädigung noch eine genaue Messung möglich war, ergab sich, daß das eigentliche Grab 84 Fuß lang und, von den äußeren Ranten gerechnet, 12 Fuß breit war; bei der nachherigen Aufgrabung zeigte es sich im Lichten 5 bis 6 Fuß weit, und bis auf die Sohle 5 bis 6 Fuß tief. Die Decksteine, und so auch, bei der weiteren Untersuchung, überhaupt alle auf den eigentlichen Bau des Grabes verwandte, große Steine, die man in der dortigen Gegend Kiesel zu nennen pflegt, erkannten wir für wahren Granit.

Da wir auf den bereits eröffneten, aber auch zerstörten Theil des Grabes keine Rücksicht weiter nehmen konnten, so mußten wir unsere Arbeit ganz von vorn, mit vorsichtigem Abheben einiger der großen Decksteine, beginnen. Dies war, wie begreiflich, das schwerste

und langwierigste Geschäft bei der ganzen Aufgrabung. Eine Erdwinde, welche muthmaßlich die Arbeit sehr erleichtert haben würde, war nicht herbeizuschaffen; man mußte sich daher auf die Anwendung anderer, gewöhnlicher Werkzeuge beschränken. Es kostete eine volle Stunde Zeit, um den einen Deckstein, mit Hilfe von vier Fuhrmannswinden und fünf eisernen Hebestangen, aus seiner Lage zu bringen und auf die Seite zu wälzen; mit dem andern dauerte es noch etwas länger, weil die Lage, welche der erste beim Herunterfallen angenommen hatte, eine bequeme und sichere Richtung des zweiten erschwerte. Jeder dieser beiden Steine hatte, nach einer mäßigen Schätzung, 50 bis 60 Kubikfuß körperlichen Inhalt, mithin 80 bis 90 Centner an Gewicht. Es wurde hierauf versucht, auch noch einen dritten, zwischen den von uns eröffneten, und dem früher aufgegrabenen Theile des Grabes liegenden Deckstein, der von außen kleiner und leichter als jene beiden schien, herabzuheben; aber dieser Versuch mißlang, weil der Stein, wie wir erst später wahrnahmen, mit seinem schwereren Theile zu tief in die Erde gesunken und zwischen den Seitensteinen eingeklemmt war; und da eine Winde dabei verbogen, eine andere sogar zerbrochen, und dadurch für den Augenblick ganz unbrauchbar gemacht wurde, so gaben wir endlich unser Vorhaben auf, zumal auch schon durch die Entfernung der beiden ersten Steine hinlänglicher Raum zum Nachgraben gewonnen war. Uebrigens wurde die Störung, welche dieser, wider Willen zurückgelassene Stein in die Vollständigkeit unserer Untersuchung bringen konnte, dadurch beseitigt, daß wir, im weiteren Verlaufe der Arbeit, ihn untergraben ließen, wodurch er aber freilich noch tiefer herabsank. Ebenso wurde auch der vor unserer Ankunft eröffnete, aber nicht bis zur Sohle methodisch aufgegrabene Theil noch einer nachträglichen Untersuchung unterworfen.

Die äußere Construction des Grabes war, nach dem Ergebniß unserer Untersuchung, folgende. Zu beiden Seiten war eine Reihe großer Granitblöcke aufrecht gestellt, und um fester zu stehen, von außen mit kleineren Steinen verschüttet; endlich waren, um jene desto sicherer in ihrer Lage zu erhalten, und vermuthlich zugleich in der Absicht, einer künftigen Zerstörung des Grabes desto sicherer entgegen zu wirken, noch andere, etwas kleinere Granitblöcke, gleichsam als eine Art von Strebpfälern, dagegen gelehnt, wodurch von beiden Seiten eine fast ununterbrochen fortlaufende Mauer gebildet wurde. Je über zwei der einander gegenüber stehenden inneren Seitensteine war nun ein noch größerer Granitblock als Deckstein gelegt, und das

1) Es ist der alte Dammbweg, dessen oben S. 107 f. Erwähnung geschah.

2) Der Savizbrod.

Ganze mit Erde verschüttet, doch so, daß nicht nur die Decksteine völlig bloß lagen, sondern auch die Seitensteine mehr oder weniger aus der Erde hervorragten. Alles war auffallend regelmäßig geordnet; die Steine übrigens ganz roh, und von eigentlichem Mauerwerk (d. h. einer Verbindung mit Mörtel) durchaus nichts wahrzunehmen.

Im Innern fand sich bei der mit möglichster Behutsamkeit und Umsicht unternommenen Aufgrabung folgender Zustand. Nach Wegräumung der oberen Erdbedecke fand sich eine Lage Steine, darunter eine Lage Erde, in welcher die Knochenreste enthalten waren, dann wieder eine Lage Steine; und so wechselten Steine und mit Knochen untermengte Erde schichtweise ab, bis man endlich auf eine Lage Sand stieß, welche man für den natürlichen Boden erkannte. Der Stein, welcher die Zwischenlagen im Innern des Grabes bildete, war größtentheils der sogenannte Mergelstein (Mergelschiefer), welcher den Hauptbestandtheil des benachbarten Heerbergs ausmacht, und auch sonst in der Umgegend sich häufig findet; doch fanden sich dazwischen auch noch viele kleine Stücke Granit, weniger Porphyr, und nur ein einziges Stück Sphenit. Hinsichtlich der Erdlagen zeigte sich das merkwürdige Verhältniß, daß jedesmal die obere Erdschicht, welcher auch die Knochenreste vorzüglich eingemengt waren, eine schwärzliche Farbe und eine fettige Beschaffenheit hatte, während die untere mehr gelblichgrau, trocken und von sandig-lehmiger Beschaffenheit war.

Da uns eine Vergleichung der beiden, in solcher Nähe bei einander entdeckten Gräber von großem Interesse schien, so wurde auch zur Aufgrabung des zweiten, auf dem Hermskamp befindlichen, geschritten. Dasselbe war 63 Fuß lang; die äußere Breite desselben betrug 10 bis 12 Fuß; die inneren Dimensionen waren, wie sich bei der Aufgrabung zeigte, dieselben wie bei dem ersten; auch zeigte es in allen übrigen Verhältnissen eine ganz ähnliche Beschaffenheit, außer daß seine Richtung etwas mehr gegen Südost gewandt ist. . . Im Innern zeigte sich, mit dem zuerst geöffneten Grabe verglichen, kein weiterer Unterschied, als daß man darin verhältnißmäßig mehr und größere Steine fand, daß die Erde die oben angegebene Beschaffenheit nicht zeigte, sondern durchaus von einer schwarzen, fettigen Beschaffenheit war, welches sich aus der feuchteren Beschaffenheit des Bodens erklären läßt; und daß endlich auf dem Grunde des Grabes erst noch eine Lage Steine den natürlichen, aus Mergel bestehenden Boden bedeckte. . .

Was nun den Inhalt dieser Gräber betrifft, so müssen wir

zuvörderst die menschlichen Ueberreste, nämlich die bei der Ausgrabung gefundenen Knochen, einiger Betrachtung würdigen.

Bei der Untersuchung mußte es nothwendig zuvörderst darauf ankommen, zu bestimmen, ob ganze Leichname in den Gräbern beerdigt, oder die Ueberreste verbrannter Leichen, nach heidnisch-deutscher Weise, darin aufbewahrt, oder vielleicht die zerfallenen Knochen anderswo verwesener Leichname darin gesammelt wurden.

Das zweite Glied dieser Frage kann ohne alle weitere Diskussion entschieden verneint werden, da von Leichenbrand auch nicht die entfernteste Spur, weder an den Knochen selbst, noch durch etwa vorgefundene Kohlen und andere Produkte der Verbrennung sich zeigte.

Auf die stattgefundene Beerdigung ganzer, noch unzerstörter Leichen, und deren erst in der Erde erfolgte Verwesung, schien manches hinzudeuten. Zwar wurde nirgends ein vollständiges Skelet, oder auch nur ein größerer Theil desselben zusammenhängend gefunden; und dies darf auch in keinem Falle bestreben, da man die, obgleich in beträchtlicher Menge vorgefundenen Knochen doch nur als Fragmente betrachten kann, welche dem allgemeinen Verwesungsprozesse noch entgangen sind. Indessen erschienen doch, namentlich auf dem Kiesling, mehrmals gewisse Knochengruppen in einer Lage, aus welcher sich mit ziemlicher Sicherheit annehmen ließ, daß sie einst zusammengehört hatten, und in ihrer ungestörten natürlichen Verbindung in die Erde gekommen waren; z. B. ganze Reihen an einander passender Hals- und Rückenwirbel in ununterbrochener Folge; eben solche Wirbel in verhältnißmäßiger Nähe von Kopfknochen; Schlüsselbeine oder Armbknochen in solcher Nähe von Kopfknochen, daß ihr ehemaliger Zusammenhang daraus sehr wahrscheinlich wurde, u. dgl. m. Auch möchte es kein allzu gewagter Schluß sein, wenn man die Fetiigkeit der Erdschichten des zuerst eröffneten Grabes, welchen die Knochenreste vorzugsweise eingemengt waren, den darin aufgelösten weichen Theilen des menschlichen Körpers zuschreiben, und hieraus die noch unzerstörte Form der darin begrabenen Leichen folgern wollte. Der Umstand, daß sich auch zuweilen Knochen der unteren Extremitäten zwischen den Kopfknochen fanden, dürfte an sich noch keinen Widerspruch gegen die obige Annahme bilden; vielmehr möchte sich hieraus schließen lassen, daß man die Leichen in entgegengesetzter Richtung so in die Gräber eingesenkt hat, daß der Kopf des einen an die Füße des anderen zu liegen kam. Die bei der ersten Entdeckung verbreitete Angabe, nach welcher die Köpfe der Leichen gegen Osten gesehen haben

folten, hebt sich hierdurch theilweis auf; denn bei unsern Aufgrabungen haben wir in der That wenigstens eine gleich große Zahl in westlicher als in östlicher Richtung gefunden.

Dagegen fließt nun aber ein erhebliches Bedenken gegen die Annahme des Begräbnisses unzerstörter Leichen aus der großen Menge derselben, auf welche die vorgefundenen Knochenreste schließen lassen, in dem Verhältniß zu dem gegebenen Raume der Gräber. Am sichersten ließ ihre Anzahl sich nach den ausgegrabenen Kopfknochen beurtheilen. Nach Maßgabe derselben konnte ich berechnen, daß in einem aufgegrabenen Raume von 12 Fuß Länge, der, nach den oben angegebenen inneren Dimensionen, bei circa 5 Fuß Breite und eben so viel Tiefe, einen Inhalt von 300 Kubikfuß<sup>1)</sup> ergab, die Ueberreste von etwa 100 Leichen gelegen haben mußten. Die ganze Summe der in beide Gräber eingesenkten Leichen würde, nach eben diesem Verhältniß, nahe an 1500 betragen. Nun leuchtet aber ein, daß 3 Kubikfuß, die nach obiger Berechnung auf eine Leiche kommen würden, aber nach Abzug der dazwischen liegenden Steine sich vielleicht kaum auf 2 $\frac{1}{2}$  reduciren, für einen erwachsenen menschlichen Körper nicht Raum genug gewähren. Besonders fanden wir einzigmal mehrere Köpfe so gedrängt beisammen, daß für die übrigen dazu gehörigen Gliedmaßen kein verhältnißmäßiger Raum denkbar blieb.

Ueber den Geschlechtsunterschied der Personen, von welchen die Knochen herrühren, läßt sich nichts bestimmen, da gerade die in solcher Beziehung am meisten charakteristischen Theile des Skelets entweder gar nicht, oder doch nur unvollständig und außer ihrer natürlichen Verbindung gefunden wurden. Was das Lebensalter betrifft, so steht zwar fest, daß keine Knochen von Kindern sich fanden; dies berechnet aber nicht zu dem Schlusse, daß solche nie in die Gräber gekommen wären; denn die zarteren und leichter zerstörbaren Kinderknochen dürften schon längst der Verwesung unterlegen haben. Mit sehr wenigen Ausnahmen waren alle mir vorgekommene Knochen, dem Ansehen nach, von erwachsenen Körpern, und im Allgemeinen zwar von ansehnlicher, jedoch auch heut zu Tage keinesweges unerhörter Größe und Stärke<sup>1)</sup>.

1) In Antiquitäten wurde, außer einem irdenen, etwa 4 Zoll hohen Gefäße, — anscheinend Tringefäß, — mit Verzierungen an der Außenseite (wohl eine Opferchale); einem kleinem Ringe von Bernstein; einem schmalen, gebogenen Streifen Kupfer, an einem Ende mit einer Oeffnung; einem Stücke eines eisernen Werkzeuges, an Gestalt

Erhard bemerkt ferner:

„Fassen wir nur die aufgefundenen und im Vorigen möglichst genau angegebenen Merkmale dieser Gräber zusammen, so ergiebt sich, daß sie von den in Westphalen bisher entdeckten altgermanischen Gräbern im Wesentlichen sich in folgenden Beziehungen durchaus unterscheiden:

1) In ihrem Innern findet sich keine Spur von Verbrennung der Leichen, keine im Todtenkrüge aufbewahrte Asche und was sonst mit jener in Verbindung steht. Dagegen ist ihnen die schichtweise mit Erde und Steinen abwechselnde Lage der unverbrannten Leichenreste eigenthümlich.

2) Im Aeußeren zeigen sie weder einen, in Form der alten Todtenhügel aufgeworfenen Erdbau, noch sind die großen Decksteine in Form der sogen. Hünenbetten über die horizontale Fläche der Erde aufgebaut; vielmehr sind die Gräber selbst wie unsere christlichen Gräber unter der Oberfläche des Bodens vertieft und ihre Decksteine nur um ein Weniges über die letztere erhaben...“

Das unter 2) Gesagte hat sich später nicht bestätigt. Wie aus den weiter unten vorkommenden Nachrichten hervorgeht, erheben sich nicht bloß die Decksteine, sondern auch die Pfeiler über die Oberfläche des Bodens; diese sind nur an den Seiten mit Kalksteinen zugeschüttet.

Herr Dechant Schulte zu Freckenhorst, von dem Hofe Westerschulte gebürtig, daher in der Gegend südlich von Beckum genau bekannt, hat durch eine im Juli 1836 niedergeschriebene Abhandlung die Erhard'sche Schrift vervollständigt. Aus dieser Abhandlung ist Nachstehendes entrahirt:

a. Den Heerberg betreffend.

„In der Erhard'schen Schrift heißt es: „Der Heerberg“ zeichnet sich durch seine ansehnliche Höhe aus. Hier ist Hi-erberg, wofür ohne gehörige Begründung Heerberg angenommen worden, mit Hi-ermsknapp, der Hi-erbergshöhe oder Spitze verwechselt, denn Hi-erberg heißt eigentlich das den nördlichen Abhang bildende Ackerfeld,

einer Messerlinge ähnlich; Bruchstücken von Urnen oder vielmehr irdenen Gefäßen; einem großen eisernen Nagel; Eckzähnen von Thieren, an einem Ende durchbohrt, so daß sie an einer Schnur als Schmuck oder Amulette getragen werden konnten, und einigen zugespitzten Steinen, nichts gefunden. Einer vorliegenden Zeichnung zufolge hat das kleine irdene Gefäß mit denjenigen Aehnlichkeit, die in den Steinbildern in den unteren Umgegenden gefunden werden; die Stücke von Kupfer und Eisen liefern den Beweis, daß das Denkmal nicht aus den ältesten Zeiten, in denen man noch keine Metalle kannte, herrührt.

das sich allerdings sehr gut und wohl besser als der Hierweskamp zum Lagerorte für ein Heer eignet. Und daß hier früher wirklich ein Heer gestanden habe und daher der Name Heerberg für Hi=erberg<sup>1)</sup> richtig sei, dürfte wohl durch die nordöstlich vom Hierweskamp vor ungefähr 10 Jahren beim Steinbrechen aufgefundenen ziemlich vollständigen Skelette von etwa 8 Menschen sehr wahrscheinlich werden. . . . Die Skelette lagen 1 bis 2 Fuß tief in lehmigem Boden ohne Bedeckung mit Granitsteinen zwischen in die Kante gesetzten Kalksteinen, oben mit gleichen Steinen überdeckt. Die Benennung Hierms= oder Hermskamp ist irrig, da der Kamp offenbar seinen Namen von dem daran stoßenden Hi=erberg erhalten hat und eigentlich Hi=erbergskamp heißen sollte. Das war aber für die Niederdeutsche Mundart viel zu hart, man sprach daher wie für das hochdeutsche Erbe — Ei=erwe, so hier für Hi=erbergskamp — Hi=erwegskamp.<sup>a</sup>

b. Die Gräber im Kieselring und im Hierweskamp betreffend.

„Von Erhard wird die Länge des Grabes auf den Kieselring zu 84 Fuß angegeben, es beträgt dieselbe aber 90 Fuß rheinl., so wie die Länge des Grabes im Hi=erwegskamp nicht 63, sondern 80 Fuß.“

Mir scheint es merkwürdig, daß sich auf beiden Gräbern nach der Mitte hin die größten Steine fanden. Es könnte dies die Vermuthung begünstigen, daß die zwei Gräber mit einem Male angelegt worden und zwar nach dem gewöhnlichen Grundsatz: „das Beste, hier das Größte, in die Mitte.“ Der große flache Stein auf dem Kieselring, neben dem höchsten, dessen ich in einem früher abgedruckten Aufsatze erwähnt habe, könnte wohl ein Opferstein gewesen sein.

Seite 18 der Erhard'schen Schrift heißt es, daß sich keine Kinderknochen gefunden hätten. Ich habe nebst vielen Zähnen von Kindern auch die Rabinsknochen und wenigstens einen Unterkiefer von einem Kinde, wo noch tief in einer Zahnhöhle ein Zahn steckt, gefunden. . . . Vergleicht man mehrere Unterkiefer oder Stücke davon mit einander, so ist ein sehr verschiedenes Lebensalter der Begrabenen nicht unwahrscheinlich. Auch scheinen die Beckenknochen im Bau verschieden zu sein und es dürfte sich daraus auf die Geschlechtsverschiedenheit schließen lassen.

1) In Herberge, diversorium, hat sich der echte Sinn erhalten: das Haus, wo sich die Leute bergen, obgleich auch schon vor Alters heriperga so viel als castra, Kriegslager bedeutet (Grimm Deutsche Rechtsalterthümer I 292).

Ein Oberarmknochen scheint wegen seiner zierlichen Form wirklich einem weiblichen Wesen angehört zu haben.

Zu Seite 22 ad 5 der Erhard'schen Schrift wird bemerkt, daß nicht ein, sondern zwei Korallenartige Ringe gefunden sind, deren einer noch ganz rund und, wie sich durch den Geruch, wenn etwas davon auf Kohlen gestreut wurde, wahrnehmen ließ, von Bernstein war. Schließlich bemerke ich, daß ich noch zwei, wie Pfeifenrömer zugespitzte Knochen gefunden habe, deren einer offenbar ein Thierknochen ist, die meines Erachtens als Hastel gebraucht worden sind.<sup>a</sup>

Der Besitzer der Grundstücke, auf welchen die sogenannten Gräber sich fanden, theilte über das zerstörte Grab in der sogenannten Kieselringebucht Nachstehendes mit.

„Die Granitblöcke, aus welchem dieses Grab zusammengesetzt war, sind in den Jahren 1840 bis 1847 gesprengt und zum Wegebau verwendet.“

Bevor mit dem Sprengen der Anfang gemacht wurde, ließ ich die an den Seiten angeschütteten mit einer Erdrinne bedeckten Steine (Kalksteine vom nahen Heerberg) wegräumen. Das Werk stand nun frei und sah einem länglichen Kasten ähnlich. Die Breite betrug noch 11 bis 12 Fuß. An einigen Stellen standen die Steine, welche die Decksteine trugen, dicht an einander, an anderen Stellen blieb zwischen den Trägern ein Raum von etwa zwei Fuß, der mit einer leichten Mauer von Kalkstein — ohne Mörtel — ausgefüllt war. Die ausfüllende Mauer fand ich nach innen ziemlich eben, nach außen aber ganz zackig und uneben. Nachdem die Granitblöcke sämmtlich gesprengt waren, vergrub ich die Knochenreste einige Fuß tief. Bei dieser letzten Zerstückung habe ich keine Urnen, oder Reste von Waffen, auch keine Spur von angebrannten Knochen gefunden.<sup>a</sup>

Das theilweise noch vorhandene Grab im Herms= oder Herbergskampe ist im Monat August 1854 nochmals untersucht. Um dasselbe nicht weiter zu zerstören, wurde jetzt nicht eine Sprengung, oder Abwälzung von Decksteinen, oder Unterlagen (Pfeilern), sondern die Losbedeckung eines Theils nach einer Seite (nach Norden) vorgenommen. Es fand sich an dieser Seite eine Anschüttung von Kalksteinen fast 4 Fuß breit. Diese war mit Erde bedeckt und mit kleinen Bäumen bewachsen. Das Ausroden derselben und das Losbrechen der Steine nahm viele Zeit weg. Nach zweitägiger Arbeit lag aber ein Raum von etwa 14 Fuß lang, 3½ Fuß breit und eben so tief offen — 3 Unterlagen (Träger) waren losgebedeckt, dazwischen sah man zwei ausge-

mauerte Zwischenräume, jeder  $2\frac{1}{4}$  Fuß breit. Von den Steinen, worauf die Decksteine ruhen, wurde einer gemessen; er war 5 Fuß hoch, oben kegelförmig zulaufend, in der Mitte etwa  $3\frac{1}{2}$  Fuß breit. Von den Decksteinen hatte einer eine Länge von 6 bis 7, eine Breite von 4 bis 5 und eine Dicke von ungefähr 3 Fuß. Die Steine, welche die Decksteine tragen, ruhen auf festem Mergelboden und sind am Fuße durch kleine Granitblöcke gestützt.

Eine der Mauern, welche den Raum zwischen zwei Trägern ausfüllt, wurde losgebrochen. Sie war ungefähr 2 Fuß stark und muß nach innen ziemlich lothrecht aufgeführt gewesen sein, da sich, nachdem sie weggeräumt war, eine nach außen hin ziemlich glatte Masse zeigte. Diese Masse schien theils aus Erde, theils aus Steinen zu bestehen. Eine genauere Besichtigung ergab aber Folgendes:

a. Unten auf dem Mergel (dem Mutterboden) lag eine dünne kaum  $\frac{1}{3}$  Zoll dicke Schicht von schwarzer Farbe. Jeder überzeugte sich, daß diese Schicht aus verkohltem Holze bestehe. Ein Sachverständiger äußerte die Meinung, sie sei dadurch entstanden, daß auf dem Boden Reifigholz ausgebreitet worden, das sich im Verlauf der Zeit verkohlt habe.

b. Auf dieser Schicht lag eine andere, 5 Zoll dick, fettig, braungelblich, und

c. über dieser eine etwa 3 Zoll dicke Steinschicht.

d. Dann folgten noch drei Lagen Erde, zwischen jeder eine Lage Steine. Die oberen nahmen an Dicke zu. Die vierte (obere) Lage Erde war 8 Zoll dick.

e. Die Schichten lagen horizontal.

f. Die Erbschichten enthielten halbvermoderte Knochenreste.

g. In allen Schichten kamen Schneckenhäuser vor.

Die Schnecken, wovon sie herrühren, können in die unteren Schichten nur gekommen sein, als diese noch nicht mit oberen Schichten bedeckt waren. Daraus geht hervor, daß die Leichen nicht gleichzeitig, sondern nach und nach in das Grab gebracht worden.

Vor und während der Untersuchung war ein platter Granit, reichlich 3 Fuß lang und eben so breit, der fast in der Mitte vor dem sogen. Grabe, nur etwa  $1\frac{1}{2}$  Fuß davon entfernt liegt, nach den Seiten hin losgedeckt. Derselbe hat noch seine ursprüngliche Gestalt, ist aber auf der oberen Seite fast eben, wie eine Tischplatte, und von ziemlich regelmäßiger Form, — einem Viereck ähnlich.

Beim Wegräumen der Erde und Steine neben diesem glatten

Granit hatten sich Holzbohlen gefunden. Der Richtung dieser Kohlen folgend, wurde nach dem Grabe hin eine Oeffnung ausgeworfen. Darauf zeigten sich zwei länglich platte, in der Richtung von Westen nach Osten senkrecht (auf die Kante) gestellte, etwa  $2\frac{1}{2}$  Fuß von einander abstehende Steine, und zwischen denselben Holzbohlen mit gebrannter Erde und rothgebrannten Steinen untermengt, in Menge. Man überzeugte sich, daß der Raum zwischen beiden Steinen zu einem Feuerherd gebient habe. Ueberreste von verbrannten Knochen waren nicht darin zu finden."

An der Stelle, die Erhard untersucht hatte, wurde nochmals nachgegraben und es fand sich unter der Lage Steine, die nach Erhard's Angabe den Boden bedecken soll, noch eine Schicht Leichen, von zweien die untere Hälfte vollständig. Die Füße lagen nach Westen. Der obere Theil steckte unter einem schweren Blocke; es ließ sich daher nicht ermitteln, was davon noch erhalten und ob die Leichen unzerstört an Ort und Stelle gebracht worden. Inzwischen war kurz vorher, als der Besitzer des Grundstücks, worin das Denkmal liegt, einen Deckstein hatte sprengen lassen, ein vollständiges, jedoch nicht mehr zusammenhängendes Skelet, — und bei einer im October 1854 vorgenommenen Untersuchung die obere Hälfte eines Skelets gefunden.

Die chemische Untersuchung einer Probe der Erbschicht mit den Knochenresten (Litr. b. und f. oben) hat ergeben, daß sie Granitbröckchen, Mergel (sehr wenig), Brocken von Landschnecken, Sand, feine Knochenfragmente (sehr zahlreich) und feinen Schlack mit Thon, aus zersektem Granit mit Knochenerde bestehend, enthielt.

Ähnliche Denkmäler, angefüllt mit Leichen ohne eine Spur von Waffen, sind, soviel bekannt, nirgendwo angetroffen. Die Leichenkammern in anderen Gegenden, gewöhnlich nur mit einer Leiche, und die Grabhügel, welche Knochenreste unverbrannter Leichen mit Waffenstücken von Erz und Eisen enthalten, unterscheiden sich davon zu sehr. Dies wurde auch von Alterthumsforschern anerkannt. Wir lesen darüber in dem Archiv für Geschichte und Alterthumskunde Westphalens Band 7, — Anhang: Jahrbücher für Geschichte und Alterthumskunde 1835 Seite 104:

a. „Er selbst (Professor Wiggert in Magdeburg) versichert, im Magdeburgischen, bei Calbe, Salze, Hohen-Dobeleben, Schaarsleben, Bardeleben, Gräber von merkwürdiger Ähnlichkeit im Bau mit denen bei Beckum, nur mit Ausnahme der, nach seiner Meinung, wohl von einer Schlacht herrührenden Knochenmassen, gefunden zu haben. Der

zuletzt erwähnte Umstand ist um so bemerkenswerther, als man in den bis jetzt untersuchten Theilen Westphalens ähnliche Entdeckungen noch nicht gemacht hat, wie dies unter anderen

b. Pastor Deibering in Emsbüren, der sich mit vergleichenden Forschungen viel beschäftigt, in einem Briefe ganz bestimmt mit den Worten ausgesprochen hat: „Die alten Gräber bei Beckum sind eine ganz merkwürdige Erscheinung. Hier ist nie etwas, auch nur im Geringsten diesem Aehnliches vorgekommen.“

Bald nach der Auffindung der Denkmäler suchte man das Alter und den Zweck derselben zu erforschen. Erhard sprach sich darüber dahin aus:

„Da keine Inschrift, keine Urkunde und keine sonst geschichtliche Nachricht uns hierüber (in welche Zeit diese Gräber gehören und was Anlaß zu ihrer Erbauung gab) belehrt und die Gräber Eigenthümlichkeiten zeigen, die sie von den bisher bekannten, bei mancher unverkennbaren Aehnlichkeit, doch auffallend unterscheiden, so ist es nicht leicht, hierüber zur Gewißheit zu gelangen. Seit der vorgenommenen Lokal-Untersuchung habe ich mich mehrmals mit Nachdenken über diesen Gegenstand beschäftigt, ohne auf ein Resultat zu kommen, das mir selbst vollkommen genügte. Meine Combinationen gründeten sich auf zwei Voraussetzungen, in denen alle Geschichtsfreunde, die ich darüber zu sprechen Gelegenheit hatte, mit mir übereinstimmten; die eine: daß die Gräber mit den darin enthaltenen Leichen auf einmal gefüllt wurden; die andere: daß dieses in vorchristlicher Zeit geschehen sei, weil wir nichts mit der späteren christlichen Begräbnißweise Uebereinstimmendes fanden, manches dagegen an altgermanische Sitten erinnert. Eine solche Menge von Leichen setzt aber ein ungewöhnliches Ereigniß voraus, durch welches viele Menschen gleichzeitig starben; und dies führt zunächst auf den Gedanken an eine Schlacht, die man dort, in der Nähe der Lippe, in einer von den Heeren der Römer und der Franken mehr als einmal durchzogenen Gegend, anzunehmen wohl berechtigt ist; und es würde nur zu entscheiden sein, ob die Gräber hernach in die Zeit der Römerkriege, oder der Feldzüge Karl's des Großen gehörten. Auf den ersten Anblick scheint sich manches zu vereinigen, um den Gräbern ein sehr hohes, in die Römerzeit hinaufreichendes Alter anzueignen; allein die große Regelmäßigkeit ihres Baues paßt nicht gut in jene frühen Zeiten, und der bekannte Umstand, daß die heidnischen Germanen ihre Todten zu verbrennen pflegten, wovon sich doch hier keine Spur findet, ist eben so wenig geeignet, jene Vermu-

thung zu unterstützen. Wenden wir uns dagegen zu den Kriegszügen Karl's des Großen, so finden wir unter anderen eines Gesehtes erwähnt, welches die Franken, unter dem Befehle eines Sohnes Karl's des Großen, ebenfalls Karl genannt, im Jahre 784 den Sachsen im Draingau lieferten<sup>1)</sup>. Daß zum Draingau, den ich übrigens mir als eine Unterabtheilung des großen Süberganes betrachte, die Gegend von Beckum gehörte, unterliegt keinem Zweifel; ja man könnte vermuthen, daß selbst die Benennung des Draingaus von hier ausging, da noch heute der Name des Drainbaches, welcher den Graben der alten Burg im tiefen Busch bewässert, und eines in derselben Gegend liegenden Drainhofes, daran erinnert. Daß jenes Geseht in der Gegend von Beckum vorgefallen, ist mithin nicht unwahrscheinlich, und führt uns weiter auf die Vermuthung, man habe die Gebeine der daselbst gefallenen Krieger eben in diesen Gräbern gesammelt. Der eben so mühsame als regelmäßige Bau der Gräber, welcher sich mit dem, in Ansehung des Begrabens der Todten nach einer Schlacht sonst nicht vergleichen läßt, so wie das Mißverhältniß zwischen dem inneren Raume der Gräber und der Menge der Leichen, auf welche die gefundenen Knochenreste schließen lassen, brachte mich auf die Vermuthung, das Begräbniß möge nicht unmittelbar nach der Schlacht, sondern vielleicht geraume Zeit später geschehen sein, nachdem die Leichname der gefallenen Krieger schon zum Theil verwest waren. In Ermangelung einer besser begründeten Hypothese schien mir diese, ungeachtet ich so manche Einwendungen, die sie noch zuläßt, nicht verkannte, doch die Wahrheit am nächsten zu erreichen.“

Gegen diese Ausführung ist zu bemerken:

a) Weil sich zwischen allen Leichenschichten Schnecken- oder Brocken davon finden, ist es weit mehr wahrscheinlich, daß die Leichen

<sup>1)</sup> Nach Kleinforzen I 177 soll Karl der Große an der Stelle, wo die Lippe in die Glenne mündet, weil die in dem Treffen gefallenen Franken hier beerdigt worden, eine Kapelle errichtet haben, woraus später das Stift Cappel entstanden. Das Schlachtfeld wäre hiernach in der Gegend nordwestlich von Lippestadt zu suchen. Es war ein Reitertreffen, worin der Sohn Karl's des Großen siegte (Einhard's Jahrbücher 784). Ein solches kann in der hügeligen oder wellenförmigen, mit Wäldern bedeckten Gegend, worin die Stein- und Denkmäler vorkommen, nicht stattgefunden haben. Daß die Sachsen die Leichen ihrer gefallenen Krieger meilenweit vom Schlachtfelde fortgetragen haben sollten, um sie unter den Stein- und Denkmälern zu beerdigen, läßt sich nicht annehmen. Schon deshalb wird der Erhard'schen Hypothese nicht beigeprüft werden können. — Die Entfernung zwischen der Bauerschaft Dalme, worin die Stein- und Denkmäler liegen, und Cappel beträgt über 2 Meilen.

nach und nach, als daß sie zu gleicher Zeit unter die Decksteine gebracht sind. Hätte die Anfüllung auf einmal stattgefunden, wie wollten dann die Schnecken, deren Schalen zurückgeblieben sind, in die unteren und mittleren Schichten gekommen sein?

b. Der Annahme, daß die Knochenreste von den in einer Schlacht Gefallenen herrühren, widerspricht schon der Umstand, daß keine Spur von Waffen gefunden worden. Mit den Leichen deutscher Männer wurden ihre Waffen verbrannt (Germ. 27); sollte man sie den im Kampfe für die Sache des Landes Gefallenen nicht mit in's Grab gegeben haben? Das Herbeischaffen der kolossalen Steine, von denen unzweifelhaft ein Theil weit hergeholt ist, zu einer Zeit, wo es an mechanischen Hülfquellen zur Fortschaffung schwerer Lasten fast noch ganz fehlte, in einer Gegend, wo der Transport vielleicht im hohen Sommer bei anhaltend trockener Witterung, wahrscheinlich aber nur im Winter bei Frostwetter möglich war, — dann das Aufrichten derselben, muß ungeheurere Arbeit gemacht haben, — kann nur in einem Zeitraum von vielen Jahren bewirkt sein. Wie wollte man die Leichen bis zum Fertigwerden der Werke geborgen haben? Bis dahin würden sie auch ganz und gar in Verwesung übergegangen, kaum von der Stelle zu bringen gewesen sein. Daß die Leichen gleich nach der Schlacht an den Ort gebracht, wo sie bleiben sollten, und dann erst die Steine umher aufgerichtet worden, ist noch weniger denkbar. Wie hätten die Steine neben den Leichen, ohne diese mehr oder weniger zu zerstören, aufgestellt werden können; wie viele Jahre hindurch wäre ein Theil unbedeckt geblieben! Gerade dann, wenn die Leichen hier gleich bestattet worden, dürften Waffen nicht fehlen, und doch ist, wie gesagt, kein Stück gefunden. Und weshalb sollte man die Leichen nicht in einem Denkmal, sondern in drei verschiedenen beigelegt haben?

c. Die Werke der Regelmäßigkeit ihres Baues wegen nicht der Zeit der Römerkriege, oder einer früheren, zuzuschreiben, ist wohl gar kein Grund vorhanden. Sie haben dieselbe Construction, wie andere in Westphalen, in der Bretagne zc., unterscheiden sich von diesen nur dadurch, daß die Räume zwischen den Pfeilern an den Seiten ausgefüllt sind. Tacitus weiß von barbarischen Altären; die Steinwerke auf ihren kolossalen rohen Blöcken konnten ihm oder den Römern überhaupt leicht barbarisch erscheinen; gerade sie wird er im Sinne gehabt haben; aller Wahrscheinlichkeit nach existirten sie also schon zur Zeit der Römer.

d. Wollte man die Werke auch als Ruhestätten, als Denkmäler

für in einer Schlacht gefallene Deutsche Krieger ansehen, so würde doch, aus den in der vorhergehenden Note S. 217 angeführten Gründen am wenigsten auf die Schlacht im Jahre 784 ein Augenmerk gerichtet werden können. Die Kriege mit den Franken machten den Sachsen bis zum Jahre 803 vollauf zu schaffen; zur Errichtung blieb diesen nicht die dazu erforderliche Zeit, nicht die nöthige Ruhe. Nach 803 war die christliche die herrschende Religion; die Errichtung von Werken, den heidnischen so ganz ähnlich, würde nun nicht mehr zugelassen sein. Wenn eine Schlacht, dürfte eher eine frühere, worin die Deutschen Sieger blieben, zur Errichtung der Werke Veranlassung gegeben haben. Aus den unter b. angegebenen Gründen halten wir es jedoch überhaupt für unglaublich, daß die Leichen von einer Schlacht herrühren.

Erhard theilt noch eine andere Ansicht mit: „Da wir aus den Quellschriftstellern wissen, daß die heidnischen Germanen ihre Todten verbrannten und die Asche in Urnen sammelten, hier aber von einer solchen Behandlung der Todten keine Spur ist, obwohl die Art der Bedeckung durch Steine noch an die alte Art, wo unter solchen Steinen die Urnen standen, erinnert; so können die Gräber bei Beckum nicht aus vorchristlicher Zeit herkommen, sondern müssen erst nach 803 entstanden sein, wo Karl der Große das Verbrennen der Leichen und die Beisetzung in heidnischen Todtenhügeln bei Todesstrafe verbot; so daß sie uns also die älteste Form christlicher Begräbnisse in hiesiger Gegend darstellen. Wahrscheinlich wurden diese Verbodungen, nach Art der Gräber bei Beckum, so lange fortgesetzt, bis die in größerer Zahl erbauten Kirchen die Mittel an die Hand gaben, die Todten in und bei denselben zu begraben, und die gemeinschaftlichen Gräber ganzer Stämme sich in Familiengräber vertheilten. Sie würden demnach etwa bis zum 12. Jahrhundert gebauert haben“ zc. —

Gegen diese Ansicht sprach sich J. Niefert in einem besonderen Werkchen<sup>1)</sup>, das schon 1836 erschien, sehr entschieden aus. Niefert zeigt u. A., daß die vermuthete Begräbnisart den christlichen Gebräuchen durchaus entgegen sei und daß schon im neunten Jahrhundert im Draingau zwei Pfarrkirchen bestanden, nämlich die zu Herzfeld<sup>2)</sup> und Liesborn, bei denen die Kirchhöfe — Begräbnisplätze — gewiß nicht fehlten. Ueberhaupt hat die Ansicht die Wahrscheinlichkeit zu sehr

1) Versuch eines archäologischen Beweises, daß die bei Beckum entdeckten alten Gräber die älteste Form christlicher Begräbnisse nicht darstellen. Coesfeld bei Niese.

2) In Herzfeld bald nach 786. (Dr. S. Wöttger.)

gegen sich. Der § 22 des Kapitulars von 785 ist des Inhalts: „Wir befehlen, daß die Leichen der christlichen Sachsen auf die Friedhöfe der Kirchen, nicht auf die Grabhügel der Heiden gebracht werden.“ Sollte diese Anordnung Erfolg haben, so mußten die fortan zu benutzenden Begräbnißplätze gleich angewiesen werden, und das wird ohne Zweifel auch geschehen sein. Nach Einführung des Christenthums machte die Erbauung der Kirchen, Kapellen u. s. w. den Einwohnern genug zu schaffen, und dieselben sollten sich noch nebenbei der mühsamen Errichtung der Steindenkmäler unterzogen haben? Ist anzunehmen, daß die Errichtung von Werken, den heidnischen so ähnlich, und die Bestattung der Leichen darunter gebulbet sein würde? — Auf die Begräbnißplätze werden Leichen jedes Alters, jedes Geschlechts gebracht; wie ist dann zu erklären, daß diese Denkmäler fast ausschließlich nur Leichen ausgewachsener männlicher Personen enthalten? An keinem anderen Orte findet sich eine Spur von solcher Bestattungsart, weshalb sollte sie bloß im Draingau vorgekommen sein? Würde sich, rührten die Denkmäler aus christlicher Zeit her, an den Steinen nicht irgend ein christliches Zeichen entdecken lassen? Nicht das Geringste ist daran zu bemerken.

Ueber die Grabhügel mit unverbrannten Leichen spricht sich Nlemm<sup>1)</sup> dahin aus:

„In anderen Gegenden Deutschlands, namentlich den süblichen, fanden sich Grabhügel ohne eigentliche Steinkammern, doch waren die Leichname mit Steinen umsetzt. So im Eichstädtischen und bei Landshut, so auch die, welche Hr. Popp bei Amberg eröffnete. Der letztgenannte Forscher fand zweierlei Grabhügel, kleinere, fast regelmäßig rund, 20—25 Schuh im Durchmesser und 4—5 Schuh hoch; sobald man die Dammerde von der Oberfläche hinwegräumt, zeigen sich sogleich mancherlei Steine theils aufrecht stehend, theils liegend, ziemlich ordentlich an und auf einander gestügt, und durch zwischenliegende Erde und Sand verbunden. Sie bilden eine Bedeckung, unter welcher die Gebeine ruhen. Je näher diesen die Grabenden kommen, desto mehr finden sie flache und gelegte, je weiter nach dem äußeren Umkreise, desto mehr aufrecht stehende und gewölbartige Steine. Als Unterlage der Todten scheinen große plattenförmige Kalk- und Sandeisensteine gebient zu haben, denn unter diesen beginnt der ursprüngliche feste Boden, worin nichts weiter vorkommt. Diese kleineren Hügel stehen

<sup>1)</sup> In dem angeführten Werke S. 121 f.

nicht an einander. Die größeren Hügel (32—60 Schuh im Durchmesser, 10—13 Schuh hoch) sind nach der ganzen Rundung mit ordentlich aufgeschichteten Steinen umgeben, die, einen festen Wall bildend, das Auseinandersinken des Hügel verhinbern. In diesen Hügel lagen die Todten, in mehreren Schichten zu 3—4 Schuh auf einander begraben. Aehnliche Verhältnisse zeigten die Grabhügel im Fürstenthume Eichstädt, welche Hr. Dr. Maher untersuchte.

Die berühmten 14 Todtenhügel von Einsheim unterscheiden sich dadurch, daß sie ziemlich flach sind und wenig oder gar keine Steine im Innern zeigen. Die Todten wurden in Gräber gelegt, welche die Gestalt eines länglichrunden Vierecks haben und in den Boden eingehauen sind. Darüber ward Erde geführt und in dieser abermals Todte beerdigt. Und so fanden sich oft drei Schichten Leichname, deren Gräber jedoch nicht in bestimmter, einförmiger Richtung angelegt waren.

Sämmtliche unverbrannte Gebeine in den Leichenkammern wie in den Grabhügeln, waren mit ehernem Schmuck versehen, hatten zum Theil Waffenstücke von Erz und Eisen, auch Stein, dann aber Urnen in ihrer Nähe, und diese Anticaglien waren größtentheils von derselben Art wie die in den Grabhügeln aufgefundenen. Sie gehören also demselben Volke an, und man ist allgemein einig, daß sie heidnischen Ursprungs.<sup>a</sup>

Dr. Maher sagt über diese Grabhügel mit unverbrannten Leichen<sup>1)</sup>:

„Daher wird es Jedem, der unsere Hügel als Deutsche Grabstätten ansieht, immer auffallend bleiben, daß er in denselben unverbrannte Leichname antrifft. Um diesen Widerspruch zwischen dem todtten Buchstaben der Geschichte und dem lebendigen Anblick der Wirklichkeit zu heben, sagen einige, die Grabhügel seien lange vor den Zeiten des Tacitus, also in jener Periode, wo man noch nicht angefangen hatte die Todten zu verbrennen, errichtet worden. Andere behaupten, sie seien lange nach dem Zeitalter des Tacitus, also in jener Periode, wo das Verbrennen der Todten wieder aufgehört habe, emporgestiegen. Mir ist es sehr wahrscheinlich, daß damals, als man diese Hügel baute, das Verbrennen und Begraben zugleich üblich gewesen sei und daß jeder Stamm der Germanen, vielleicht auch jede einzelne

<sup>1)</sup> Seite 36 der Abhandlung über einige altdeutsche Grabhügel im Fürstenthum Eichstädt. Eichstädt und Leipzig 1825.

Familie, in diesem Stücke nach allgemeinem Wohlgefallen gehandelt habe; daß aber Tacitus von diesem Gegenstande nach den einseitigen Nachrichten, die er eingezogen hatte, Bericht erstattete<sup>a</sup> u. s. w.

Uns scheint es völlig unzwiefelhaft, daß, wie auch Klemm (S. 123 des angeführten Werkes) annimmt, die unverbrannten Leichen aus der Zeit nach Tacitus herrühren. Schon der Umstand, daß bei den Leichen Waffenstücke von Eisen gefunden werden, müßte dieses zur Genüge beweisen. Der Art. 7 des Kapitulars von 785 verbietet noch das Verbrennen der Leichen. Es war also bis in's neunte Jahrhundert Sitte der heidnischen Deutschen geblieben. Ob diese mitunter auch schon Leichen unverbrannt beerdigt, wissen wir nicht. Wahrscheinlich kam das Beisetzen unverbrannter Leichen erst bei den Deutschen, die vor Karl d. G. das Christenthum angenommen hatten, in Brauch. Kirchhöfe standen nicht gleich zu Gebote; die Grabhügel, welche die Asche der Vorfahren enthielten, galten immer noch als ehrwürdig, — sehr erklärlich, daß man in denselben wie früher die Urnen mit den Ueberresten verbrannter Leichen, nun die unverbrannten Leichen verscharrete, und weil der Raum ein beschränkter war, bald nicht umhin konnte, die Leichen in Schichten über einander zu legen. Deshalb wird im § 22 des Kapitulars von 785 angeordnet, daß die Leichen der christlichen Sachsen auf die Friedhöfe der Kirchen, nicht nach den Grabhügeln der Heiden gebracht werden sollen (ut corpora christianorum Saxonum ad coemeteria Ecclesiae deferantur), und im Kapitular von 744 verboten, die Gläubigen in den Gräbern über einander zu legen. Das Vorkommen unverbrannter Leichen in Grabhügeln berechtigt also noch keinesweges zu dem Schlusse, daß Tacitus seine Mittheilungen auf einseitige Nachrichten gegründet habe und daß bei den alten Deutschen das Verbrennen und Begraben der Leichen zugleich Sitte gewesen. In Westphalen, namentlich in der Ebene nördlich vom Süderländischen Gebirge, werden zudem nicht einmal unverbrannte Leichen in Grabhügeln gefunden. Zu der Annahme, daß die Völker, welche hier in der Zeit vor Karl d. Gr. wohnten, ihre Todten mitunter auch unverbrannt beerdigt, ist also gar kein Grund vorhanden.

Hieraus ergiebt sich schon, wie wenig die Vermuthung für sich hat, daß die Steindenkmäler bei Beckum in heidnischer Zeit zur Aufnahme von Leichen angesehenen Familien oder von Leichen aus einer gewissen Gegend gebient haben sollten. Die Wahrscheinlichkeit steht ihr aber auch in jeder anderen Hinsicht entgegen. Bei den den Denkmälern zunächst liegenden Ortschaften Lippborg, Dolberg, Heessen werden

ungewöhnlich viele Grabhügel mit Urnen angetroffen. — ein Beweis, daß hier wie andermwärts die Leichen verbrannt wurden. Die Gegend, welche die Denkmäler bis auf etwa eine Meile umgiebt, jetzt noch zum größeren Theil bewaldet<sup>1)</sup>, war in vorchristlicher Zeit ohne Zweifel entweder gar nicht, oder doch nur von wenigen Menschen bewohnt; die jetzige Stadt Beckum erscheint zu Karls des Großen Zeiten noch als ein Haupthof; die wenigen Einwohner, welche hier lebten, konnten die Denkmäler nicht zu Stande bringen, sie auch im Verlaufe vieler Jahrhunderte nicht mit den Leichen ihrer Angehörigen füllen. Mit der Annahme, daß die Denkmäler zur Aufnahme unverbrannter Leichen gebient haben, müßte also auch die verbunden werden, daß die Leichen weiter her gebracht worden. Und woher denn? Dabei ist zu wiederholen, daß sich fast ausschließlich nur Leichen ausgewachsener Personen männlichen Geschlechts finden. Weshalb sollten bloß diese hierher geschafft, — weshalb denselben nicht ihre Waffen mitgegeben sein?

Dr. Giefers hat eine neue Hypothese aufgestellt<sup>2)</sup>. Sie ist folgenden Inhalts: „... Noch kürzlich wurde in einer Entfernung von 10 Minuten von Weselsburg ein aus riesigen Felsblöcken errichtetes, gegen 50 Fuß langes Grab entdeckt; ähnliche Gräber finden sich in der ganzen Umgegend der Burg, nämlich bei Kirchborchum zwei, nahe bei einander, ferner zwischen Etteln und Haaren, bei Brenken und Winnenberg, in einer Entfernung von 1/2 bis 1 Meile von Weselsburg. Alle diese Gräber enthalten menschliche Gebeine; da aber die alten Deutschen die Leichname verbrannt und die Asche in Urnen unter Grabhügeln beigesetzt haben; so muß man nothwendig annehmen, daß diese Steingräber von einem anderen Volke herrühren, das sich nur kürzere Zeit in dieser Gegend aufgehalten hat und durch die riesigen Felsblöcke den Gebeinen der Seinigen in weiter Ferne von der Heimath eine ruhige Grabesstätte sichern wollte.“ — „Zwar hat man behauptet, die Steingräber seien Grabstätten von Fürsten und anderen Vornehmen der Germanen; aber die Römer berichten ausdrücklich, daß die Leichen auf Scheiterhaufen von bestimmten Holzarten verbrannt seien, und daß ihnen mühevollte Grabmäler, als drückten sie die Todten, verhaft seien (Tacit. G. 27). Auch die Kelten, welche vor den Germanen Deutschland bewohnten, verbrannten ihre Todten (Caesar, b. G. VI 19). Demnach bleibt nichts übrig, als anzu-

1) Zu vergleichen die Note S. 60 oben.

2) Geschichte der Weselsburg, Paderborn bei Schöningh 1855.

nehmen, daß die in unserer Gegend sich vorfindenden Steingräber ein Werk der Ungarn sind.

Dazu kommt noch, daß man bei der Gellinger Mühle,  $\frac{3}{4}$  Meilen nördlich von der Wefelsburg, ein altes Lager von unregelmäßiger ovaler Form trifft, das einen Durchmesser von 200 Schritten hat und mit einem jetzt noch gegen 30 Fuß hohen Walle umgeben ist. Nicht jetzt erst ist man auf den Gedanken gekommen, daß dieses Lager aus der Zeit der Ungarn-Einfälle herrühre, sondern es wurde schon, urkundlichen Nachrichten zufolge, um das Jahr 1348 „Hunnenburgh“ oder „Hunnescheburg“ genannt. Nach sicheren Nachrichten drangen die Ungarn in den Jahren 906—918 mehrmals in Westphalen und zerstörten unter andern die Kirche zu Herzfeld an der Lippe. Auch dort zwischen Herzfeld und Beckum findet sich nicht allein ein altes Lager, sondern auch drei große Steingräber von großen Felsblöcken; wie bei Kirchborchen und Wefelsburg.“

Es mag hier dahingestellt bleiben, ob die Gräber bei der Wefelsburg von den Ungarn herrühren; wir haben hier nur darauf aufmerksam zu machen, daß diese Gräber und die Steindenkmäler bei Beckum gar nichts mit einander gemein haben.

Im Spätherbst 1855 brachten mehrere Zeitungen die Nachricht, daß in der Nähe der Wefelsburg ein altes Grab aufgedeckt sei. Der Verfasser dieser Schrift begab sich gleich dahin, besichtigte das Ackerfeld, worin das Grab liegt, und zog von dem Besitzer desselben, so wie von einem Maurermeister, der bei der Aufdeckung zugegen gewesen, folgende Nachrichten ein.

Von dem Vorhandensein des Grabes war, weil es unter der Ackerkrume liegt, früher nichts bekannt. Der Besitzer des Grundstücks hatte beim Pflügen desselben häufig bemerkt, daß der Pflug an einer Stelle mehr wie andernwärts auf Steine stieß. Er beschloß daher, an dieser Stelle einige Steine wegzunehmen. Nachdem er zu dem Ende die nur etwa  $\frac{1}{2}$  Fuß dicke Ackerkrume weggeräumt hatte, bemerkte er, daß die Steine hier nicht, wie sonst überall in der Gegend, horizontal unter dem Boden lagen. Er nahm deshalb eine weitere Untersuchung vor und fand, daß er ein Grab vor sich habe. Dasselbe wurde nun weiter geöffnet und dann gemessen. Es hatte in der Richtung von Norden nach Süden eine Länge von 42'; die Breite betrug 10', die Tiefe  $2\frac{1}{2}'$ . Unten auf dem Boden lagen viele Menschenknochen, schräg darüber sah man schwere Steine, von derselben Art, die überall in der Gegend vorkommt (Pläner), wie Dachsparren gestellt, jedoch so,

daß sie sich oben nicht berührten. Die oben bleibende Oeffnung war mit kleineren Steinen dicht zugeschüttet; die Ackerkrume bildete noch eine Decke darüber.

Das Grab ist in den felsigen Boden eingehauen. Ein Sachverständiger, der dasselbe genau besichtigt und sich Notizen darüber gemacht hatte, äußerte, vier Männer würden mit dem Auswerfen acht Tage hindurch ihre Arbeit gehabt haben. Die sparrenförmig aufgestellten Steine seien aber von härterer Art, wie die in der Nähe des Grabes, wahrscheinlich von Böbdecken, etwa  $\frac{1}{2}$  Stunde weit, wo der härtere Stein vorkomme, hergeholt. Von denselben hätten einzelne wohl vier Fuder Bausteine geliefert. Da man nicht wisse, welche Kräfte und Hilfsmittel bei dem Transport zu Gebote gestanden, lasse sich nicht veranschlagen, wie viele Zeit darauf verwendet worden.

Von ähnlicher Beschaffenheit wie dieses sind auch, wie uns mitgetheilt worden, die übrigen Gräber in der Umgegend der Wefelsburg. Mit den Steindenkmälern bei Beckum, die sich über den Boden erheben und aus mehreren hundert Centnern schweren Granitblöcken bestehen, die auf Pfeilern ruhen, haben sie nicht die geringste Ähnlichkeit. Auf die Giesers'sche Hypothese, die sich auf die irrige Annahme stützt, zwischen den Steindenkmälern und den Gräbern bei der Wefelsburg bestehe keine Verschiedenheit, braucht also nicht weiter eingegangen zu werden. Zudem wird es einleuchten, daß die Ungarn auf ihren flüchtigen Raubzügen Werke der Art, wie die bei Beckum, nicht zu Stande bringen konnten.

Sämmtliche angeführte Hypothesen haben offenbar die Wahrscheinlichkeit gegen sich. Wir glauben daher bei der im zweiten Nachtrage zu der Schrift: Ueber den Ort der Niederlage der Römer unter Varus S. 45 f. ausgesprochenen Ansicht beharren zu dürfen, wonach, wie die sogen. Hünenbetten in Westphalen überhaupt, so auch die, wovon hier die Rede ist, zu Altären gebient haben. Die Erfordernisse dazu fehlen diesen nicht. Der mittlere Deckstein des zerstörten Werkes in der Rieslingsbucht hatte eine Höhlung; vor demselben lag ein flacher Stein, entweder als Fußschemel benützt (m. s. die Stelle aus Grupen S. 183 oben), oder als Opferisch. Vor dem größtentheils erhaltenen Werke im Hermeslamp liegt noch ein solcher Stein, der, wie sich deutlich zeigt, auf kleinen Granitblöcken ruhte; neben demselben findet sich ein in das Werk hineinragender Feuerherd, der, als er losgedeckt wurde, mit Holzlohlen angefüllt war. Die oben dafür angeführten Gründe ergeben ferner, daß die Werke nicht als Begräbnißstätten

benutzt sein können; alles weist darauf hin, daß die Leichen, welche sie enthalten, von geopfertem Menschen herrühren.

Die heidnischen Deutschen opferten auch Menschen. Tac. Germ. 9: „Unter den Göttern ehren sie (die Deutschen) am meisten den Mercurius, dem an bestimmten Tagen Menschenopfer darzubringen für Recht gilt.“ Ann. I 6: „In den (dem Schlachtfelde, worauf Varus die Niederlage erlitt) nahen Hainen (sind Germanicus) die barbarischen Altäre, auf denen die Tribunen und Centurionen erster Ordnung hingeschlachtet waren.“ Dazu die Stelle Ovid. trist. IV 2, 27, 46, welche sich, wie der Zusammenhang zeigt, offenbar auf das Opfern der höheren Officiere des Varianischen Heeres bezieht: „Dieser dort, dem langes Haar die rohen Züge bedeckt, hat treulos die Unseren an einer Stätte eingeschlossen, die keine Rettung versattete; jener, der ihm folgt, soll die Gefangenen gemordet haben zu Ehren des Gottes, der sich oft abwendete von dem blutigen Opfer.“ Tac. G. 39: „Zu festgesetzter Zeit kommen in einem Walde, geheiligt durch der Väter Weiße und altherkömmliche Sagen, alle Völkerschaften der Sueven mittelst Gesandtschaften zusammen, opfern von Gemeinbewegen einen Menschen und begehren nach barbarischem Brauche grauenvolle Weißen.“ Ann. XIII 57: „Doch der Krieg, von den Hermunduren mit Glück geführt, warb den Thatten zum Verderben, weil sie im Falle des Sieges die feindliche Schlachtreihe dem Mars und Mercurius geweiht hatten, — ein Gelübde, nach welchem man Rosse, Mämer, Alles, was bei den Besiegten sich findet, der Vernichtung anheimgiebt“ 1). Ueber Menschenopfer bei den Cimbern (Strabo VII 2 2). — Der schreckliche Brauch war zu Karl des Großen Zeiten noch nicht abgestellt; der Kaiser verordnete deshalb im Paderborner Capitular von 785: „Wer einen Menschen dem Teufel (der heidnischen Gottheit) opfert . . . , der soll des Todes sterben.“

Die zu Opfern ausersehenen Unglücklichen wurden auf oder bei den Altären getödtet. Nach Klemm (Handbuch der Germanischen Alterthumskunde S. 373) erlitten sie den Tod durch Schlachten, Auf-

1) „Ähnlich den Menschenopfern war das Ueberlassen der Getödteten und Erschlagenen an bestimmte Götter, „prostratorum manes donare.“ Saxo Gramm. 146. (Grimm Deutsche Mythologie, Aufl. I S. 690 zu S. 27.)

2) Die Sachsen betreffend hat Sidonius Appollinaris noch 8, 6: „mos est remeaturis decimum quemque captorum per aequales et cruciarias poenas, plus ob hoc tristi quod superstitioso ritu necare.“ Die Friesen betreffend, Lex Frison., additis sap. tit. 42: „qui sanum effregerit, immolatur diis, quorum templa violavit.“

hängen, oder Ertränken; nach S. 189 oben durch Durchstoßen der Brust mit einem Schwerte, Erschießen mit Pfeilen 1). Aus einem Vortrage von J. M. Kemble im Archäologischen Institut zu London am 6. Juni 1856 (Ausland 1856 S. 672) entnehmen wir Folgendes: „Weiße Kreise von Steinen umschlossen einen zu gerichtlichen Verhandlungen und zum Kampfe bestimmten Platz. Sie standen in Verbindung mit einem Tho'r-Stein, auf welchem der verurtheilte Verbrecher geopfert oder hingerichtet wurde, was dadurch geschah, daß man ihm das Rückgrat brach.“ Nach Strabo 7, 2 erfolgte auch die Tödtung durch Ausschneiden des Leibes. Mone Geschichte des Heidenthums Th. II S. 58: „Das Loos bestimmte (bei den Sachsen) die Schlachtopfer, diese wurden bei jedem Auszuge gelobt, bei der Heimkehr umgebracht. Also Schlachtgelbbnisse auf den glücklichen Ausgang des Krieges, wie sie schon bei den älteren Teutschen gewöhnlich waren. Die martervolle Hinrichtung scheint eine ähnliche Grausamkeit gewesen zu sein, wie die nordische Sitte, wenn dem Unglücklichen der Abler auf dem Rücken 2) gerissen wurde.“ Ebenbas. S. 174: „Das beste Opfer (bei den Herulern) war der Mensch . . . Den tödteten sie . . . durch Werfen in Dornen und dergleichen.“ — Ubbö Emmius und Andere theilen auch Sagen darüber mit, welchen Mißhandlungen die Schlachtopfer vor dem Tode ausgesetzt waren (Seite 180 oben). Daß die zu Opfern Ausersehenen nicht geringe Martern erlitten, möchte auch die Stelle Bellej. 2, 120 ergeben: „Während von den Germanen (nach der Niederlage des Varianischen Heeres) gegen die Gefangenen gewüthet warh, vollbrachte Calvus Caelius . . . eine herrliche That; er faßte die Ketten, mit denen er gefesselt war, alle zusammen und schlug sie so heftig gegen seinen Kopf, daß er, da Blut und Gehirn zugleich aus der Wunde floß, sofort verschieb.“

Nach einer glücklichen Schlacht wurde ein Theil der Gefangenen gleich geopfert. Zu gewissen Zeiten brachte man außerdem Opfer, wozu nach der Note 1 unten und Grimm Deutsche Mythologie,

1) Die Menschenopfer des Heidenthums bestanden hauptsächlich aus Knechten, erst aus Kriegsgefangenen, oder Mißethätern und, wenn diese mangelten, aus einheimischen Knechten. Nur in besondern Fällen traf das Opfer Freie oder Edle (Deutsche Rechtsalterthümer von Jacob Grimm I 344). Seltene Fälle konnten den Tod der Königsöhne und Könige selbst verlangen (Grimm Deutsche Mythologie Aufl. I S. 27).

2) Dem besiegten Feinde wurden Einschnitte, in Gestalt eines Ablers, auf dem Rücken gemacht (Deutsche Rechtsalterthümer von Jacob Grimm Theil II S. 691).

Auflage I S. 27, gefangene Feinde, Missethäter und auch gekaufte Knechte genommen wurden.

Es fehlt an Nachrichten darüber, was mit den Leichen geopferter Menschen angefangen worden. Daß sie wie die Leichen der Freien und wohl überhaupt der unbescholtenen Personen verbrannt sein sollten, ist schon um deswillen nicht anzunehmen, weil vorzüglich Missethäter und gefangene Feinde den Opfertod erlitten<sup>1)</sup>. Irgendwo mußte man die Leichen aber bergen. Die Geopferten waren dem Gotte geweiht, an dessen Altare sie fielen<sup>2)</sup>. Sie wurden vor den Augen des Volkes getödtet, wahrscheinlich dann unter den Steinen, die den Altar bildeten, beigesezt. So entschwanden sie den Blicken; der Glaube, sie seien dem Gotte übergeben, den man besonders an den Tagen, wo die Opfer dargebracht wurden, anwesend glaubte (Grimm Geschichte der Deutschen Sprache Seite 114), fand dadurch Unterstützung.

Wie schon gesagt, nehmen wir an, daß es auch Leichen geopferter Menschen sind, welche sich unter den Denkmälern (Altären) der Gegend finden, worin nach S. 59 f. oben das Römische Heer unter Varus die Niederlage erlitt. Die Opferung erfolgte regelmäßig an bestimmten

1) Nach Florus IV 12, 24 wurden (um 15 bis 12 vor Christo) 20 Römische Centurionen von Deutschen Wölfen verbrannt, oder nach einer anderen Lesart gekreuzigt. Wörtlich: „... viginti centurionibus incrematis, hoc velut sacramento sumserat bellum,“ oder „... viginti centurionibus in crucem actis“ etc. — Angenommen, die Centurionen seien verbrannt, so war das Verbrennen doch nur die Art der Tödtung; es folgt daraus keinesweges, daß Leichen von Menschen, die als Opfer auf andere Art getödtet, nachher verbrannt worden. Dio Cassius theilt auch mit Buch 54 Kap. 20, daß einige Römer von Deutschen an's Kreuz geschlagen worden.

2) „Daß die Gesenkten (Geopferten) als Dithin's Opfer angesehen wurden, brauche ich nicht weitläufig zu wiederholen“ (Mone II S. 174, auch S. 82). Man verband damit wohl die Idee, daß die Geopferten jenseits der Gottheit dienen sollten. — „Den Leichen edler, reicher Männer folgten, damit sie sich ihrer jenseits bedienen könnten, Unfreie und Haus- und Jagdthiere in den Tod“ (Grimm Deutsche Mythologie, Aufl. II S. 43). Seite 29 desselben Werkes ist folgende Stelle angezogen: „... 99 homines, et totidem equos etc. cacti . . . immolant, putantes, hos eisdem apud inferos servituros“ (aus Dittmar's von Merseburg Beschreibung des großen Opferfestes). Dabei jedoch die Bemerkung: „Offenbar stimmt aber nicht der angegebene Grund des Thieropfers: er vermischt was bei Leichenbestattungen und zur Sühne geschah. Nur den Leichen edler, reicher Männer, damit sie sich ihrer jenseits bedienen könnten, folgten Unfreie, und Haus- und Jagdthiere in den Tod. Wären 99 Menschen, wir wollen annehmen Kriegsgefangene, den Göttern geopfert worden, so können die angegebenen Thiere weder den Feinden zum Geleit, noch den Göttern selbst bestimmt gewesen sein, denen man niemals Thi ere in der Meinung weihte oder schlachtete, daß sie davon Gebrauch machen sollten“ zc.

Tagen und außerdem bei besonderen Gelegenheiten; die Räume unter den Decksteinen konnten also nur nach und nach gefüllt werden. Aus dem oben S. 217 f. Angeführten geht auch hervor, daß die Leichen nicht gleichzeitig, nur nach und nach unter die Decksteine gebracht sein können. Sie werden nur zu einem sehr geringen Theile von den nach der Niederlage des Varus geopfertem Römern, zu einem weit größern von anderen Unglücklichen herrühren, die Jahrhunderte hindurch vor und nach dieser Niederlage geopfert worden.

Der angeführten Stelle Germ. 9 zufolge wurde Mercurius von den Deutschen als der erste der Götter verehrt. Daß der Gott, dem die Römer diesen Namen beilegten, derselbe war, den die Deutschen Woban, Gwoban, Goban, Woban oder ähnlich nannten, ist bekannt und geht u. a. aus folgenden Stellen hervor: Paul Warnefried, Geschichte der Longobarden I 9: „Wodan sane, quem adjecta litera Gwodan dixerunt, ipse est, qui apud Romanos Mercurius dicitur.“ Jonas von Bobbio von den Memamen: „deo suo Vodano, quem Mercurium vocant“ etc. (Mabillon ann. Bened. II 26, übers. von Dr. Abel, Berlin 1849, Seite 92.) In den additamentis operum Mathaei etc., Paris 1644, pag. 25: „Mercurium, Voden anglice appellatum.“ Galfredus monuments, 1587, VI 43. Der Angelsächsische Hengist sagt: „colimus maxime Mercurium, quem Woden lingua nostra appellamus.“ Noch andere Stellen und Beweise hierüber finden sich in Grimm's Deutscher Mythologie, Aufl. I S. 85 und 692, auch 235 und 547.

Tuisco, Tuisio, Teut, der erdgeborene Gott, Stammvater der Deutschen (Tac. Germ. 2), ist, wie allgemein angenommen wird, kein anderer als Wotan<sup>1)</sup>. Die Identität läßt sich auch aus folgenden Stellen schließen: Lucanus I 445: „Und von welchem der wilde Teutates durch graufam vergossenes Opferblut Sühne empfängt

1) Das Werk von C. Abel Sächsische Alterthümer Theil II S. 31 enthält darüber: „Ddin oder Dithin heißt eigentlich ein Vater, kommt also dem Verstande nach mit Teuth überein, welches Wort, das sonst Thiod geschrieben wird, vielleicht wohl gar aus dem Articulo The oder Thi und Dd zusammengesetzt ist. Aus Thiod ist nach einiger Meinung God gemacht, und daher mag es gekommen sein, daß Renuus den Stammvater der Sächsischen uralten Königl. Familie gar Deus genannt, wodurch nach Leibnitz kein anderer als unser Teuth od. Thiod verstanden wird, der auch der erste God, Goban, Woban, Ddinus und Dithinus gewesen.“ Das oft angezogene Werk von Mone hat Ausführliches über die Identität der Namen Tuisio und Theut Th. II S. 6 f., unter Anderem wird in der Note S. 8 gesagt: „... Theodisk.. setzt den Namen Theod oder Theut voraus, den ich mit Tuisio für gleichbedeutend halte.“

und der auf schrecklichen Altären schauernd verehrte Jesus,“ worauf sich Lactantius de falsa sap. I 21 zu beziehen scheint, wenn er angiebt, die Gallier hätten den Jesus und Teutates<sup>1)</sup> mit Menschenblut versöhnt. Diesen Gallischen Gottheiten entsprechen aber nach Caes. VI 17 die Römischen Mars und Mercurius, folglich der Deutschen Zio und Woban, denen ebenfalls Menschenopfer gebracht wurden. (M. f. die Seite 226 oben angeführte Stelle ann. XIII 57). Auch Tacitus giebt einen Beweis für die Identität der Götter Woban und Teut, da er den Tuisko (Teut) als Stammvater aller Deutschen bezeichnet (Germ. 2) und es bekannt ist, daß die Deutschen Traditionen die ehlen Königs- und Helbengeschlechter noch in späterer Zeit auf Woban zurückführten<sup>2)</sup>. Dazu noch die Ähnlichkeit der Namen Zeus, Deus, mit Teut und Teutates=Woban. Grimm sagt darüber Deutsche Mythologie, Aufl. I S. 204: Tuisko mag der sonst verlorene, damals vorwaltende Beiname eines der großen Götter sein, . . . am wahrscheinlichsten kein anderer als Wuotan, dessen Eigenname durch jenen verbunkelt wurde.“ Mehreres darüber in demselben Werke S. 692, — in der zweiten Auflage desselben S. 136.

Weil hauptsächlich dem höchsten Gotte, Woban, — Teut, Menschen geopfert wurden, halten wir die Steindenkmäler, mit Zeichen angefüllt, wovon hier die Rede ist, für Altäre Woban's oder Teut's. Wo einem Gotte Altäre errichtet waren, glaubte man ihn, vornehmlich zur Zeit, wo ihm geopfert wurde, anwesend. Man dachte sich die Altäre als seine Wohnstzge, seine Burgen, konnte daher leicht darauf kommen, sie Woban's- oder Teut'sburgen, der Walb, worin sie standen, den Walb mit den Burgen Woban's oder Teut's, oder kürzer „Teut'sburger (Teutoburger) Walb“ zu nennen<sup>3)</sup>.

1) Mone II S. 412: „Daß der Gallische Name des Mercurius Teutates gewesen, ist nicht abzustreiten, und von diesem wissen wir durch mehrere Zeugnisse, daß daß er durch Menschenblut versöhnt wurde. . . . Gegen die Richtigkeit der Thatfache (Gleichheit des Teutates mit dem Gallischen Stammvater Dia) wird sich nichts Erhebliches einwenden lassen und hier ist abermals die merkwürdige Zusammenstimmung mit dem Stammvater der Deutschen, Tuisko.“ Zu vergleichen auch S. 6 desselben Werkes.

2) So namentlich die Angelsächsischen Könige (Mone II S. 115, insbesondere Grimm Deutsche Mythologie, Aufl. I Anhang S. I f.), die Schwedischen Könige (Mone I S. 230 f.), die Dänischen (ebendaf. S. 263). M. f. auch das in einer vorhergehenden Note angezogene Werk von Abel Th. II S. 38.

3) Hierbei ist darauf aufmerksam zu machen, daß eine Strecke der Gegend südlich von Beckum, unfern der Steindenkmäler an der Südseite des Heerberges (Tafel II 2

Bei den Angelsachsen hieß das Grab „Burg“ (Mone II 47), eben so bei den Altfranken (ebendaf. S. 147). Die alten Steindenkmäler dienten mit zur Bestattung der Geopfertten, konnten deshalb auch als Totenburgen angesehen werden und als Altäre Woban's oder Teut's den Namen „Woban's-“ oder „Teut'sburgen“ führen.

Daß der Name „Teutoburger Walb“ auf Teut, auf ein Heiligtum desselben, zurückzuführen sei, wird man nicht bezweifeln wollen. Bekanntlich wurden früher und werden noch manche Orte, Berge zc. nach den Gottheiten der Alten genannt. So ein Berg in Schleswig, auf dem ein Heiligtum stand, nach Woban. Mone hat darüber in dem mehrangeführten Werke Band II S. 87: „Ein Heiligtum des Woban verräth allerdings der Berg Wohnschlag (Woban's-lag, d. i. Wohnung) bei Windbergen, dort war auch in einem Walde die Hase-Kammer (d. i. Heiligtum eines Hasen oder Hansen, denn auf den Gallischen (Hes) braucht man nicht zu verweisen) und eine Menge umliegender Felsen bezeichneten deutlich den heiligen Ort.“ — Grimm Deutsche Mythologie, Auflage II S. 139: „Noch deutlicher und beziehungsvoller scheinen die Namen einzelner Berge, die dem Dienste des Gottes (Woban) im Heidenthum geheiligt waren. Sigty'sbergi<sup>1)</sup>. Saem. 248<sup>a</sup>, Othensberg (jetzt Onsberg), auf der Dänischen Insel Samse; Odensberg in Schonen, Godesberg bei Bonn, in den Urkunden aus dem Mittelalter Gudenesberg. Unweit der heiligen Eiche in Hessen, die Bonifacius stürzte, lag ein Wuodenesberg, der noch in Urkunden von 1154 so heißt, später Ubenesberg, Gudenesberg; . . . einer curtis Wodenesberg gedenkt eine Urkunde von 1130 zc.; ein Wobensholt (heute Godesholt) liegt im Oldenburgischen“ u. f. w. Eben daselbst S. 366: „Auch darin ist das Verhältniß der Helben und Götter sehr ähnlich, daß ihnen, wie diesen, bestimmte Sitze und Wohnungen ange-

hr. 2) den eigenthümlichen Namen Götterek (Götter=Eiche) oder Götterf führt. Auf der Karte des Kreises Beckum ist sie mit Götterf bezeichnet.

Beachtung verdient auch, daß etwa 1 Stunde östlich von den Steindenkmälern ein Dorf Diefede liegt. Mörser's Geschichte des Collegiatstifts Wiedenbrück (Wiedbigen Westphäl. Magazin Bd. 1 S. 125) ist eine Urkunde von 1185 beigelegt, worin das Dorf Thytet genannt wird. In anderen Urkunden heißt es Thifede, Distede (1260, 1267. Stube Gesch. d. Hochst. Dösnabr. S. 106, 111). — Montanus hat in der Schrift: Die Deutschen Bollwerke (Herslohn 1854) S. 73: „Früher zog man aus allen Deutschen Gauen nach Tuifede, nach der Stelle, wo der erdgeborene Gott entsprossen. Ein Tuifede liegt noch bei Revelaer.“ (Revelaer bekanntlich ein weitberühmter Wallfahrtsort am Niederrhein.)

1) Sigtyr, Beiname Woban's.

wiesen werden. Gern aber scheinen solche den Namen Stein zu führen: Sibichenstein zc.; . . . . seltener findet man Burg oder Sal, . . . . eingemal Aue und Brunnen, öfter Weg oder Straße auf Helben bezogen.“ Eine Urkunde Otto's I. über die Freiheiten und Rechte des Stiftes Essen de 947 (abgedruckt in der Westphalia von Dr. Troß, 1825 II. Quart. S. 24) hat auch ein Vuodenesberg. Wörtlich: „ . . . et a Karolo curtem Vuodenesberg.“ In der Nähe von Mistelgau, bei Bahreuth, liegt ein kleiner Berg, der den Namen Teutoburg führt (Archiv für Bahreuth'sche Geschichte zc. Band I S. 66). Ähnliche Namen führt auch Grupen an. M. f. S. 120 oben 1).

In dem zweiten Nachtrage zu der Schrift: Ueber den Ort der Niederlage des Römischen Heeres unter Varus, haben wir S. 57 die Ansicht ausgesprochen, daß der Name „Teutoburgiensis saltus,“ den Tacitus ann. I 60 dem Walde oder Bergwalde beilegt, worin die Niederlage stattfand, auf die durch ihre Steindenkmäler merkwürdige, hügelige, zum größeren Theil mit Waldbungen bedeckte Gegend südlich von Beckum anwendbar sei. Aus den oben angeführten Gründen glauben wir dabei stehen bleiben zu dürfen, und zwar um so mehr, da die Beweise für die frühere Annahme, daß der Name einem Theile des Döninggebirges gebühre, sich nach S. 118 f. oben als sehr dürftig ergeben.

1) Arnkiel Cimbrische Heiden-Religion Seite 172: „Von unsern Sachsen schreibt Adamus B. lib. 2 Hist. Eccles. cap. 6: Sie heiligten, sagt er, ihren Götzen Haine und Wälder und nannten dieselben nach ihren Namen.“

## Anlagen.

### I. Auszug aus Dio Cassius Buch 56. Nach der Uebersetzung von Dr. F. Horkel in dem Werke: „Die Geschichtschreiber der Deutschen Urzeit.“

18. „Eben war dies beschlossen (die Feier des Sieges über Pannonien und Dalmatien), als eine fürchterbare Kunde aus Germanien eintraf, welche sie hinderte den Triumph zu begehen. Denn während eben jener Zeit hatte sich im Celtischen Lande Folgendes zugetragen. Die Römer hatten dort einige Punkte, nicht auf einmal, sondern wie es sich gerade traf, in ihre Gewalt gebracht (weshalb auch keine geschichtliche Aufzeichnung darüber vorhanden ist): Römische Soldaten lagen dort im Winterquartiere, Städte wurden gegründet, und die Barbaren durch Römische Sitte wie umgewandelt; Märkte wurden eröffnet und friedlicher Verkehr mit ihnen unterhalten. Doch nicht hatten sie die Sitten ihrer Väter, ihre angeborene Art, ihr freies Leben und die Macht, welche ihnen die Waffen gaben, vergessen. So lange sie daher allmählig und mit methodischer Behutsamkeit umgebildet wurden, empfanden sie die Veränderung ihrer Lebensart nicht. brüden, und merkten es selbst nicht, wie sie andere wurden. Als aber Varus Quintilius, der, nachdem er Syrien verwaltet hatte, zum Oberbefehlshaber in Germanien ernannt war und die dortigen Verhältnisse als höchste Behörde ordnete, sie mit größerer Schnelligkeit und Nachdruck umwandeln wollte, ihnen Befehle wie Sklaven ertheilte, und, wie von Untergebenen, Geldzahlungen forderte, ertrugen sie es nicht; Fürsten wie Volk: jene, weil sie nach ihrer früheren Macht Begehr trugen, dieses, weil es die gewohnte Ordnung der Dinge fremder Zwangsherrschaft vorzog. Einen offenen Aufstand wagten sie nicht, weil